

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Die Psychonauten

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Die Psychonauten

John Sinclair Taschenbuch Nr. 94

von Jason Dark

erschienen am 10.01.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Die Psychonauten

Sie nannten sich die Loge der Mystiker, oder die Psychonauten. Sie wollten dem Rätsel der Welt auf die Spur kommen und gerieten dabei in einen teuflischen Kreis, der dort endete, wo die Rätsel der Welt verborgen liegen sollten. In der Cheops-Pyramide! Auch für mich führte die Spur nach Ägypten und zu den Psychonauten, die mich in der Vergangenheit verschwinden lassen wollten...

Dein Ende ist ein neuer Anfang!

Tausende von Stimmen umschwirrten sie. Es war ein Zischeln, ein Raunen, ein Flüstern. Sie sah Schatten, Gesichter, manchmal verzerrt, dann wieder starr, göttergleich.

Sie glaubte sich in anderen Welten zu sehen, durchreiste Raum und Zeit. Ihr Körper war der Motor, der nie versiegen sollte und aus unerschöpflichen Reserven neue Kraft hervorholte.

Sie hieß Fatima. Man hatte ihr oft bestätigt, daß sie ein hübsches Mädchen war. Das mochte im allgemeinen stimmen, aber nicht jetzt, wo sie sich so quälte. Es zeichnete sich das auf ihrem Gesicht ab, was sie erlebte. Die einzelnen Stadien liefen unter den dunklen, glatten Haaren wie ein Film ab.

Der Traum riß sie in die Tiefe. Ein Sog tat sich vor ihr auf und verschlang sie.

Fatima erlebte die Stationen ihres Lebens. Sie kippte hinein in gewaltige Tiefen, sah sich als kleines Mädchen bei ihrer Mutter auf dem Schoß sitzen, hörte die Lieder des Kindermädchens, vernahm die hellen Stimmen ihrer Schulkameradinnen und sah die hellen Mauern des Schweizer Internats, in dem sie ihre Ausbildung erhalten hatte. Dahinter zeichneten sich die Berge ab. Eine gewaltige graue Mauer mit schneebedeckten Gipfeln, die plötzlich zusammenschmolzen, um einem anderen Bild Platz zu schaffen. Es war ein Gesicht, böse und grausam. Im nächsten Augenblick wieder asketisch und mit fast gütigen, wissenden Augen. Sie wußte genau, daß es dieses Gesicht war, das sie hineinholen wollte in ein anderes Reich.

Dann verschwammen die Züge. An ihren Rändern bekamen sie einen pechschwarzen Glanz, der sich in einer Wolke aus Ruß auflöste. Die einzelnen Wolkenteile veränderten sich abermals.

Aus ihnen entstanden schreckliche Gestalten. Mischungen zwischen Tieren und Menschen.

Fatima stöhnte. Ihr Mund stand offen, die Augen hielt sie geschlossen. Dennoch glitzerten Tränen in den Winkeln. Sie liefen bis zu den schon feuchten Wangen hinab, wo sie sich mit den anderen vereinigten. Die Haut dort war stark gerötet und schien so heiß zu sein, daß die Tränen jeden Augenblick kochen konnten.

Fatima flüsterte Worte, die stockend über ihre Lippen drangen. Es hörte sich an wie ein Gebet. Zudem bewegten sich ihre Hände unruhig, glitten auf-und ineinander, verkrampften sich, und die Worte aus ihrem Mund blieben. Sie gaben ihr Kraft. Das Unterbewußtsein hatte sich aufgelehnt und verdrängte die Bilder des Schreckens aus ihrem drogengepeinigten Hirn.

Auf einmal war sie wach!

Es war wie ein Strahl, auf dem sie ritt und der sie von einem Zustand in den anderen katapultierte. Fatima öffnete die Augen. Die Dunkelheit hüllte sie ein wie dichte Watte. Es gab keinen Lichtschimmer, der über ihre Augen geglitten wäre. Alles war tiefschwarz, beängstigend, düster und geräuschlos. Trotzdem wußte sie, wo sie sich befand. Der Traum wirkte noch nach. Vorsichtig hob sie die Hand und wischte damit über ihr Gesicht. Sie putzte einen Teil der Tränennässe und des Schweißes weg. Ihre Augenlider flatterten. Zwar atmete sie, doch die Stöße flössen abgehackt über ihre Lippen.

Das Herz schlug!

Irgendwie empfand Fatima darüber eine wilde Freude. Das Herz schlug, sie war nicht tot! Das andere, das Schlimme lag hinter ihr. Überstanden hieß das Wort.

Doch für wie lange?

Jemand hatte ihr gesagt, sie müsse unbedingt gehorchen. Bereits im Internat war der Kontakt hergestellt worden. Da war der Mann gekommen, um ihr zu berichten, daß sie auserwählt worden war. Die Gruppe, die hinter ihm stand, war mächtig, und der Unbekannte hatte

davon gesprochen, daß sie bald die Welt beherrschen würde, wenn sie an das Wissen herankamen.

Das Wissen der Welt!

Auch wieder ein Schlagwort, über das Fatima nachgedacht hatte. Es hing mit ihr unmittelbar zusammen, aber auch mit anderen Dingen, über die sich der Fremde nicht näher ausgelassen hatte. Jedenfalls war sie seinem Wunsch — oder war es ein Befehl? —, nach London zu fahren, gefolgt. Ahnungslos, auch voller Freude, schließlich lebten in der Stadt an der Themse ihre Eltern.

Als sie daran dachte, richtete sie sich auf. Die Erinnerung glich einem Stichwort. Fatima spürte auf ihrem Rücken die Gänsehaut, diesen kalten Schauer, der nicht weichen wollte.

Sie sah die Szene vor sich, als würde ein Film in Zeitlupe ablaufen. Vater und Mutter hatten sie erwartet. Sie waren von Heathrow in die Stadt gefahren.

Es war dunkel gewesen. London versank bereits in den blauschwarzen Schatten der Nacht, obwohl die zahlreichen künstlichen Lichter wie ein Meer schimmerten.

Aber die Stadt schlief nie. Auch zu dieser Zeit hatte es einen Stau gegeben. Nichts ging mehr.

Dann waren sie gekommen. Wie Schatten hatten sie sich in die große Limousine gedrängt und Fatima hervorgeholt. Ihre Eltern hatten nichts unternehmen können.

Der Mutter war die Spitze eines Messers unter das Auge gepreßt worden, der Vater schaute in die Mündung eines Revolvers. Fatima selbst hatte nur die Hand gesehen. Auf der Fläche hatte etwas Weißes gelegen. Ein getränkter Wattebausch.

Das Zeug hatte sie sofort in das Reich der Bewußtlosigkeit geschleudert. Aus, vorbei...

Gefolgt waren schlimme Stunden oder läge. So genau wußte Fatima es nicht, das Zeitgefühl war in der Dunkelheit ihres Gefängnisses

verlorengegangen.

Ab und zu hatte sie Besuch bekommen. Sie durfte Wasser trinken und etwas feste Nahrung zu sich nehmen. Nur Brot, sonst nichts. Sie kannte ihre Peiniger nicht, aber sie hatte stets die verdammten Spritzen vor Augen, deren Dosis sie völlig verändert hatten.

Irgendwann war sie mit der Wahrheit konfrontiert worden. Da ging es ihr bereits derart schlecht, daß sie die Tragweite des Geschehens kaum nachvollziehen konnte.

Wann würde man sie holen?

Noch wußte sie nichts, wartete, schlief hin und wieder ein. Dann kamen wieder die Träume. Wild, grausam und ihre Seele peinigend. Wie hatte es noch geheißen?

Dein Ende wird ein neuer Anfang!

Und so wartete Fatima auf den Tod...

Der Herbstwind wühlte bereits durch die noch belaubten Kronen der Bäume, als ich die hell gestrichene Parkbank erreichte, in deren unmittelbarer Nähe eine gewaltige Eiche ihr Geäst gegen den wolkenreichen Himmel streckte.

Die Sonne war verschwunden, der Wind fuhr durch den Park wie ein Besen aus Luft. Er drückte sich hinein in die Wolken, die am grauen Himmel ein wildes Muster bildeten. Manchmal riß er auch Löcher. Dann konnte ich den blaß wirkenden Vollmond sehen, dessen Licht mir an diesem späten Abend besonders fahl vorkam. Es drang ein in die Schichten der Wolken und riß trichterartige Lücken in sie hinein. Ich trieb mich natürlich nicht ohne Grund im Park herum. Vor einigen Stunden war ich von einem Mann namens Adnan Meshir angerufen worden.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich von dem Menschen noch nie etwas gehört. Aber er benötigte Hilfe, wie er mir mit flüsternder Stimme berichtet hatte.

Durch Nachfragen hatte ich folgendes feststellen können: Adnan Meshir war Ägypter und arbeitete in der Botschaft seines Heimatlandes hier in London.

Dort mußte er ebenfalls zu den Höheren gehören. Jedenfalls stand er rangmäßig nicht weit unter dem Botschafter.

Dieser Mann brauchte Hilfe. Man hört es an der Stimme eines Menschen, wenn ihn Sorgen drücken. Bei Meshir war das der Fall. Verzweifelt hatte er geklungen und mich gebeten, daß alles unter uns bleiben müßte.

Ich hatte es ihm versprochen und auch meinen Freund und Kollegen Suko nicht eingeweiht.

So war ich allein in den Hyde Park und zu dem abgemachten Treffpunkt gefahren.

Eine Viertelstunde vor der Zeit war ich eingetroffen und hatte mir zunächst einmal die Umgebung angeschaut. Sie gehörte nicht zu den Plätzen, die unbedingt in der Nacht frequentiert wurden. Keine Störenfriede. Das lichtscheue Gesindel traf sich woanders. Dennoch konnte ich ein ungutes Gefühl nicht vermeiden. Ein Park in der Dunkelheit besitzt stets etwas Befremdendes. Auf mich wirkte er ebenfalls wie eine Insel inmitten eines Lichtermeers, aus dem jeden Augenblick die Gefahr hervorstoßen konnte.

Still war es nie.

Manchmal hörte ich laute Stimmen. Sie klangen zu weit entfernt, als daß ich ihre Verursacher hätte sehen können. Einige Straßen durchziehen den Park.

In der Nähe führte ebenfalls eine vorbei. Von mir nicht einsehbar, weil ein Buschgürtel mir die Sicht verwehrte.

Kalt war es nicht. Am Tage hatte London unter einer südlichen Windströmung gelegen. Die Temperaturen waren bis über zwanzig Grad geklettert, obwohl sich die Menschen schon auf den Herbst eingerichtet hatten.

Natürlich war ich gespannt und neugierig darauf, was dieser Ägypter von mir wollte.

Seine Probleme mußten sehr groß sein, sonst hätte er sich bestimmt nicht an einen Fremden gewandt. Da waren die Araber doch sehr eigen, wie ich wußte.

So blieb mir nichts anderes übrig, als zu warten und die Umgebung im Auge zu behalten, wie mir Meshir geraten hatte. Seine Feinde sollten überall und auch allmächtig sein. Bisher hatte ich keinen gesehen. Ich hatte mich nicht auf die Bank gehockt. Auch in der Dunkelheit wäre ich zu sehen gewesen. Um auf Nummer Sicher zu gehen, stand ich unter dem Baum und wartete ab.

Einige Äste und Zweige wuchsen sehr tief, als wollten sie mich schützen. Ich schaute durch eine Lücke und verschmolz mit dem dunklen Stamm des Baumes.

Noch tat sich nichts.

Minuten vergingen. Ich blickte auf die Uhr. Es war genau zweiundzwanzig Uhr eins.

Schon um eine Minute hatte Adnan Meshir den Zeitpunkt überschritten. Mittlerweile überlegte ich, wie lange ich auf ihn warten sollte. Eine halbe Stunde oder länger?

Wenn jemand so drängend auf ein Treffen besteht, dann ist er pünktlich. Es sei denn, es kommt ihm etwas dazwischen. Damit rechnete ich auch, und es waren beileibe keine fröhlichen Gedanken, die sich um dieses Thema drehten. Jemand kam.

Ich hörte die Schritte von links. Der schmale Weg, flankiert von zwei Wiesen, durchschnitt den Park. Auf diesem Strich bewegten sich die beiden Gestalten. Dem Schritt nach waren es Frauen. Männer gingen anders. Ich konzentrierte mich auf die beiden Näherkommenden und sah, daß es tatsächlich Frauen waren. Der Wind spielte mit ihren langen Haaren. Da sie es eilig hatten, gingen sie dementsprechend schnell. Der Wind blies von vorn gegen sie,

deshalb hatten sie sich geduckt, so daß ich von ihren Gesichtern nicht viel erkennen konnte. Zudem trugen sie noch dünne Mäntel, die vom Wind ebenfalls eng gegen ihre Körper gedrückt wurden.

Ich sah keinen Grund, mich ihnen zu zeigen, und ließ sie deshalb passieren.

Mein Blick fiel auf ihre Rücken. Etwas störte mich an ihnen. Ich wußte aber nicht, was es war. Zudem hatten sie sich schon zu weit von mir entfernt. Schon sah ich sie nicht mehr, und auch ihre Schritte verklangen allmählich.

Jetzt konnte Meshir aber kommen. Schon über zehn Minuten Verspätung. Die Unruhe in mir stieg.

Ich schrak zusammen, als ich den Klang einer Hupe hörte. Er wehte durch den Park wie ein hoher Schrei. Danach war wieder nur das Rauschen des Windes zu hören.

Und so vergingen abermals die Minuten. Was sollte ich tun? Ich kannte den Namen des Mannes und nahm mir vor, wenn er nach fünf Minuten noch nicht erschienen war, in der ägyptischen Botschaft anzurufen. Da erschrak ich!

Wie aus dem Boden gewachsen stand die Gestalt neben der Parkbank. Hochgewachsen, dunkel, nur das helle Hemd leuchtete bleich im Ausschnitt des Jacketts.

Ich sagte nichts, aber der andere hatte mich bereits entdeckt. Er mußte Augen wie ein Falke haben.

»Entschuldigen Sie die Verspätung, Mr. Sinclair, aber man muß heutzutage vorsichtig sein. Ich komme zu Ihnen.«

Es war die gleiche Stimme wie am Telefon. Meine Spannung klang allmählich ab.

Er trat unter das Geäst der Bäume, blieb vor mir stehen und nickte mir zu. Dann reichte er mir die Hand. Es war ein fester Druck, auch wenn die Finger etwas zitterten.

Ich schaute ihn an.

Adnan Meshir besaß ungefähr meine Größe, aber weniger Haare. Die ihm noch geblieben waren, wuchsen mehr auf der zweiten Hälfte des Kopfes. Dort bildeten sie einen krausen Wirrwarr. Dunkle Augen, eine für einen Ägypter und auch bei diesen Lichtverhältnissen zu erkennende ziemlich helle Haut, ein leichter Mantel, unter dessen Saum die scharfen Bügelfalten wie Messerschneiden hervorschauten.

Ein orientalischer Gentleman, ein Diplomat eben.

»Darf ich rauchen?« fragte er.

»Natürlich.«

Die kleine Blechschachtel steckte in seiner rechten Manteltasche. Er holte sie hervor und klappte sie auf. Dünne Zigarillos füllten die untere Hälfte.

»Sie auch?« fragte er. »Es ist ein ägyptischer Tabak. Sehr aromatisch, kann ich Ihnen sagen.«

»Ja, danke.«

Aus einem goldenen Cartier-Feuerzeug huschte die blasse Flamme. Der Widerschein tanzte auch über sein Gesicht, das einer Landschaft aus Schatten und Furchen ähnelte. Die Falten hatten sich sehr tief in die Haut eingegraben. Zeichen der Sorgen.

Wir rauchten einige Züge, ohne miteinander zu reden. Meshir hatte recht gehabt, der Tabak war tatsächlich außergewöhnlich. Ich drehte das Zigarillo zwischen den Fingern und fragte schließlich: »Womit kann ich Ihnen helfen, Mr. Meshir?«

Er holte durch die Nase Luft. »Wenn Sie mir helfen wollen, Mr. Sinclair, wird es sehr schwer werden.«

»Starten wir einen Versuch.«

»Ja, zudem eilt es.« Er schaute zu Boden und der Asche nach, die abgefallen war. »Sie werden von mir nicht allzu viel wissen, Mr. Sinclair. Ich bin von meiner Regierung an die englische Botschaft gesandt worden und habe in Ihrem Lande den Rang eines Attaches. Ich stehe damit praktisch vor dem Sprung zum Botschafter.«

»Gratuliere.«

Er winkte ab. »So dürfen Sie das nicht sehen. Was ist schon Karriere, wenn es um die Familie geht?«

»Sind das Ihre Sorgen?«

»Ja, es geht um Fatima, meine Tochter. Man hat sie, als sie mich in London besuchte, entführt.«

»Wo?«

»Zwischen Heathrow und der City of London.«

»Das möchte ich genau wissen.«

»Natürlich.«

Ich bekam eine Geschichte präsentiert, die in einen Krimi passen konnte. Man hatte die Tochter dem Ehepaar im Stau weggeschnappt. Allein die Tatsache wies auf Menschen hin, die man als Profis oder zumindest als abgebrüht bezeichnen konnte.

»Gab es Zeugen, oder standen Sie unter Bewachung?«

»Nein, Mr. Sinclair.« Er produzierte eine dichte Rauchwolke, die in das Geäst trieb. »Es ging alles blitzschnell. Bestimmt hat es Zeugen in den Nachbarwagen gegeben, aber es war dunkel, und wir hielten mit unserem Wagen dicht am Rand der rechten Überholspur. Die Täter waren bewaffnet und wußten genau, was sie wollten.«

»Ihre Tochter also. Um Lösegeld zu erpressen?«

Er lächelte schmal. »Wenn es nur das gewesen wäre, Mr. Sinclair, hätte ich Sie nicht eingeschaltet.«

»Wieso sagen Sie das mit einer starken Betonung?«

»Nun, es hat sich in gewissen Kreisen herumgesprochen, welch einen Job Sie ausüben.«

Ich schnippte Asche ab. »Dann vermuten Sie hinter der Entführung dämonische Umtriebe?«

»Ja und nein.«

»Das verstehe ich nicht, Mr. Meshir.«

»Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären. Ich bin mir nicht sicher,

ob tatsächlich Dämonen dahinterstecken. Dämonen sind für mich etwas anderes. Diese Gruppe, die sich etabliert hat, möchte gern das Wissen der Welt besitzen.«

»Au«, sagte ich und trat einen kleinen Schritt zurück. Dabei streiften Blätter mein Haar. »Sie glauben mir nicht?«

»Das habe ich nicht gesagt, aber es gibt Dinge, die ich nicht so ernst nehmen kann.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Nun ja, Gruppen, die die Welt verändern wollen, gibt es viele. Ich kann Ihnen die einzelnen Namen der Sekten und Vereinigungen nicht aufzählen, aber wenn Sie auf so etwas hereingefallen sind...«

»Nein, nein, Mr. Sinclair. Das ist kein Hereinfallen. Diese Gruppe meint es ernst.«

»Wer genau steckt dahinter?«

Meshir rauchte hastig. »Genau das ist mein Problem. Ich kenne leider keine Namen, weiß jedoch, daß diese Gruppe in meinem Heimatland ihren Ursprung hat und mittlerweile die Länder des Mittelmeeres nicht gerade beherrscht, aber in gewisser Hinsicht kontrolliert. Eine nicht erklärbare Strömung ist dort entstanden. Sie ist so stark, daß sie alles andere mit in ihren Bann zieht.«

»Was hat Ihre Tochter damit zu tun?«

»Sie wurde ausgesucht«, erwiderte er mit kaum verständlicher Stimme.

»Ausgesucht?« wiederholte ich. »Für was?«

»Um zu sterben. Sie soll geopfert werden, das ist alles.«

Ich bekam eine trockene Kehle. Die Entführung sah ich jetzt in einem anderen Licht. »Wissen Sie das genau, Mr. Meshir?«

»Ja, man gab mir Bescheid. Nicht per Brief, man rief mich an und erklärte mir, daß ich stolz sein könne, wenn meine Tochter Fatima ihr Leben verliert, denn ihr Tod bedeutet einen neuen Anfang für die Bewegung, die das Wissen der Welt in sich aufsaugen will. Nur

durch ihren Tod können sie an die Geheimnisse herankommen, die in einer großen Tiefe, das müssen Sie sinnbildlich sehen, verborgen liegen.«

»Bisher blicke ich nicht durch. Vielleicht ist die Tiefe, von der Sie sprachen, auch zu tief.«

»Ja, natürlich, entschuldigen Sie, aber...« Er hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht viel von dieser Verbindung. Sie stammt jedenfalls aus meinem Heimatland und nimmt ihre Kraft sowie ihr Wissen aus der Vergangenheit meiner Heimat.«

»Sie sprechen jetzt von der frühen Kultur?«

»So ist es, Mr. Sinclair. Wie ich hörte, kennen Sie sich ein wenig in der Geschichte meiner Heimat aus.«

»Mehr schlecht als recht. Ich hatte mehrmals mit gewissen Dingen zu tun, wie Sie wissen.«

»Das weiß ich. Auch in London, als Sie sich um die Nadel der Cleopatra kümmerten.«

»Das liegt lange zurück.«

»Ist aber nicht vergessen.«

Ich nickte. »Gut, Mr. Meshir, fassen wir einmal zusammen. Ihre Tochter wurde entführt, befindet sich nun in den Händen dieser Menschen, und ich soll sie befreien.«

»So ist es.«

»Wo könnte sie sein?«

»Das ist die Frage. Ich habe lange überlegt, Beziehungen spielen lassen und bin zu dem Entschluß gekommen, daß sie sich nicht mehr in London aufhält. Sie wissen, daß Fatima lange in der Schweiz gelebt hat. Dort muß man Kontakt mit ihr aufgenommen haben. Zudem war ihr Besuch nicht eingeplant. Im nachhinein kommt mir alles sehr seltsam vor. Sie rief meine Frau und mich in der letzten Woche an und bat darum, so schnell wie möglich nach London kommen zu dürfen. Natürlich erkundigte ich mich nach dem Grund.

Den wollte sie mir aber später nennen. Sie erklärte mir, daß sie sich in der Schweiz nicht mehr sicher genug fühlte.«

»Wollte man sie töten?«

»Erst entführen.«

Ich schaute Meshir ins Gesicht und sah darin die schweren Sorgen, die er sich machte. »Sicher sind Sie nicht, daß sich Fatima in der Schweiz befindet?«

»Nein, nicht hundertprozentig. In London allerdings besitzt diese Gruppe keine Filiale. Es muß von der Schweiz aus gesteuert worden sein. Sie wissen ja selbst, daß dieses kleine Land gleichzeitig eine Hochburg für Esoteriker ist.«

»Das ist mir bekannt. Sehen Sie die Entführer Ihrer Tochter denn als Esoteriker an?«

»In gewisser Weise ja. Sie schöpfen die Kraft aus den Gestirnen, aus dem Alten, der Historie, und sie wollen das gesamte Wissen der Welt an sich reißen.«

Ich winkte ab. »Das wird kaum gehen, aber lassen wir das. Wo genau hat Ihre Tochter gelebt?«

»In Lausanne.«

»Ich müßte dort die Spur aufnehmen.«

»Sehr richtig.«

»Falls es eine gibt. Es ist für einen Uneingeweihten sehr schwer, in diese Zirkel hineinzukommen und...«

»Ich weiß, Mr. Sinclair, aber ich kenne einen Namen. Fatima hatte eine Freundin. Sie heißt Claudia Demmi. Die beiden Mädchen waren fast immer zusammen. Ich kann mir vorstellen, daß sie Claudia eingeweiht hat.«

»Die Freundin lebt noch in der Schweiz?«

»Ja, in Lausanne. Ich werde telefonisch mit ihr in Kontakt treten, falls Sie sich entschließen, mir zu helfen, Mr. Sinclair.«

Das war die Frage. Sollte ich — sollte ich nicht? Der Fall kam mir

etwas zu vage vor. »Sie zweifeln, Mr. Sinclair?«

»Stimmt.«

Adnan Meshir hob die Schultern. »Ich weiß selbst, daß es sehr wenig ist, was ich Ihnen bieten kann, aber Sie sind nun mal meine einzige Chance und die meiner Tochter.«

»Die Polizei haben Sie von der Entführung nicht informiert?«

Nach meiner Frage erschrak er. »Nein, ich konnte es nicht. Erstens bin ich Diplomat, und zweitens handelt es sich nicht um eine normale Entführung. Es steckt mehr dahinter.«

»Das glaube ich mittlerweile auch. Sie haben unser Treffen sehr geheimnisvoll angelegt. Haben Sie Furcht vor einer Entdeckung?«

»In gewisser Hinsicht schon. Ich komme mir unter Beobachtung stehend vor. Gesehen habe ich nichts. Vielleicht kennen Sie das Gefühl. Man glaubt immer, daß jemand hinter einem steht, den man nicht sieht. Man spürt die Blicke und...«

»Das kenne ich.«

»Dann können Sie mich verstehen.«

»Gut sogar. Ich brauche erst einmal die Adresse des Internats, wenn es recht ist.«

»Gern.« Meshir war gut vorbereitet. Er hatte mir bereits alles aufgeschrieben. Ich las, ließ den Zettel in meiner Brieftasche verschwinden und hörte dem Ägypter zu, der mir sagte: »Sie finden das Internat direkt am See.«

»Ist es international?«

»Sehr. Vor allen Dingen bekommen dort Diplomatentöchter ihre Ausbildung. Sie nennt sich Ecole du Lac, Schule am See. Ein simpler Name, doch hinter ihm steckt mehr. Die Ausbildung ist hervorragend.«

»Und bestimmt teuer?«

»Das auch.«

»Noch etwas, Mr. Meshir. Wie sehen Sie die Lage? Rechnen Sie

damit, daß Ihre Tochter noch lebt? Ich will Sie nicht unnötig ängstigen...« Er war kalkweiß geworden. »Es könnte ja sein, daß die anderen Kräfte ihre Drohungen in die Tat umgesetzt haben.«

»Bitte, Mr. Sinclair, malen Sie den Teufel nicht an die Wand! Es kann tatsächlich so sein.« Er räusperte sich. »Andererseits hätte ich eine Nachricht bekommen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich gehe davon aus. Das sind Menschen, die gern mit einem neuen Anfang prahlen.«

»Ich muß Ihnen glauben.« Dann wechselte ich das Thema. »Wie sind Sie hergekommen?«

»Allein, ich nahm den Wagen meiner Frau, einen Golf. Er parkt in der Nähe.«

»Da habe ich meinen Rover auch abgestellt. Sie meinen doch den kleinen Parkplatz, wo sich auch die Grillhütte befindet?«

»Richtig.«

»Gut. Wollen Sie, daß ich Sie begleite?«

»Das wäre mir recht.«

Während unseres Gesprächs hatte ich mich sehr oft umgeschaut, aber nichts Verdächtiges bemerkt. Falls wir verfolgt und beobachtet worden waren, waren diese Menschen Profis.

Auf dem Weg zum Parkplatz kam uns niemand entgegen. Obwohl es nicht kühl war, wirkte der Teil des Hyde Parks hier wie ausgestorben. Nächtlichen Spaziergängern war es wohl nicht nur zu windig. Im Park waren zahlreiche Parkplätze der unterschiedlichsten Größe angelegt worden. Sie alle liegen an mehr oder weniger zentralen Punkten. Jedenfalls konnten die Spaziergänger von ihnen aus zu ihren Wanderungen starten. Der Parkplatz, den wir ansteuerten, besaß als zentrale Einrichtung eine Grillhütte. Wir erreichten den Ort unangefochten und sahen zuerst die Hütte, deren Dach sich wie der Hut eines Pilzes in der Dunkelheit abzeichnete.

Auf dem mit Schotter bestreuten Platz standen nur wenige Wagen. Soviel ich erkennen konnte, hielten sich keine Insassen in den abgestellten Fahrzeugen auf.

Adnan Meshir war etwas zurückgeblieben, worüber ich mich wunderte.

»Ist etwas?« fragte ich.

»Keine Ahnung, ich fühle mich unwohl und auch wieder unter Beobachtung stehend. Gerade jetzt ist es schlimmer geworden. Mr. Sinclair, wir müssen vorsichtig sein.«

»Sicher.«

Sein Golf stand nicht weit von meinem Rover entfernt. Der kleinere Wagen parkte nahe des Grillplatzes. Nichts geschah, als ich den Ägypter zu dem Fahrzeug brachte.

Neben der Fahrertür blieben wir stehen. »Wenn Sie möchten, fahre ich Ihnen bis zur Botschaft hinterher.« Er überlegte. »Wenn Sie Zeit haben.«

»Natu dich.«

Er schloß auf und wollte mir anschließend die Hand reichen. Unsere Finger hatten sich noch nicht berührt, als wir die Schritte hörten. Der Ägypter drehte sich, ich konnte in die Richtung schauen, aus der die Schritte aufklangen.

Zwei Gestalten verließen die Grillhütte. Ich hörte ein helles, etwas unnatürlich klingendes Lachen. An den Haaren erkannte ich die beiden Frauen, die ich auch gesehen hatte, als ich auf Meshir wartete. Was sie in der Grillhütte gesucht hatten, darüber konnte ich mich nur wundern. Sie gingen nicht mehr weiter und blieben stehen, als sie uns entdeckten.

»Wer ist das?« flüsterte Meshir.

»Keine Ahnung.« Ich wollte sie schon ansprechen, als die rechte der beiden ihren Arm hob. Zum Glück schien das Mondlicht durch eine Wolkenlücke. Auf dem Parkplatz war es so hell, daß der blasse

Streifen die rechte Hand der Frau berührte. Und etwas Silbernes!

Das war nicht eine Hand. Zudem holte die Frau aus, als wollte sie ein Messer werfen.

Meshir rührte sich nicht, ich handelte.

Der Ägypter bekam von mir einen Stoß, der ihn zu Boden beförderte. Im gleichen Augenblick löste sich das silberne Etwas aus der Hand und raste auf uns zu...

Ich tauchte so schnell in die seitliche Deckung des Golfs, als hätte mir jemand die Beine weggeschlagen. Auf dem Autodach erklang der dumpfe Schlag, dann das helle Ratschen, und die tödliche Waffe sauste an uns vorbei.

Wo sie einschlug, konnte ich nicht erkennen, weil ich die beiden Frauen haben wollte.

Die Beretta lag schon in meiner Hand. Ich startete wie ein Weltmeister im Kurzstreckenlauf. Nur war ich nicht durch Medikamente gedopt. Mich trieb eine unheimliche Wut voran.

Schnell wie ein Windhund hetzte ich auf die beiden Frauen zu, die dort nicht mehr standen, wo ich sie vermutet hatte. Auch sie hatten den Fehlwurf bemerkt. Ohne ein zweitesmal anzugreifen, hatten sie kehrngemacht und die Flucht ergriffen. Sie machten es geschickt und liefen in zwei verschiedenen Richtungen davon.

Ich konzentrierte mich auf die Messerwerferin. Außerdem besaß sie einen geringeren Vorsprung.

Um schnell voranzukommen, blieb sie auf dem Weg. Beim Laufen behinderte sie der lange Mantel. Er war nicht geöffnet worden, der Saum machte ihn eng. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann ich sie hatte. Und ich holte auf. Einmal schaute sie zurück. Das Gesicht konnte ich nicht genau erkennen, jedenfalls war es verzerrt.

Ihr Keuchen hörte ich bereits. Die langen Haare wippten bei jedem Sprung, die Flut tanzte vor meinem Gesicht, ich konnte der

Versuchung nicht widerstehen.

Meinen Arm streckte ich so weit vor wie möglich, nahm noch einmal Anlauf zu einem letzten Sprung — und faßte zu.

Die Finger wühlten sich in die Haarflut hinein. Die Masse fühlte sich an, als bestünde sie aus dünnen Drähten, völlig unnatürlich. Den plötzlichen Ruck bekam ich noch mit, dann hatte ich plötzlich das in der Hand, was Haare gewesen waren.

Eine Perücke!

Meine Enttäuschung ließ mich stolpern. Ich verlor wertvolle Sekunden, die der andere nutzte. Es war ein Mann, das erkannte ich an seinem Haarschnitt.

Die Person schlug sich nach links in die Büsche. Ich hörte noch die Stimme des zweiten, auch ein Mann, dann nichts mehr. Okay, bei Tageslicht hätte ich die Verfolgung noch aufgenommen, in der Dunkelheit hatte es keinen Sinn, auch wenn der Mond schien und Laternen im Park brannten.

Wütend ging ich wieder zum Golf zurück, wo Adnan Meshir schon auf mich wartete. Er staunte und schüttelte den Kopf. »Was halten Sie da in der Hand, Mr. Sinclair?«

»Eine Perücke.« Ich lachte auf und schleuderte sie zu Boden. »Es waren verkleidete Männer.«

»Also doch«, flüsterte er. »Ich habe mit meinem Gefühl recht gehabt. Sie hielten mich unter Kontrolle.«

»Leider.«

»Und jetzt?«

»Haben mich die Umstände davon überzeugt, daß ich mich um den Fall kümmern werde. Sie sprachen von der Schweiz. Ich meine, daß sie auch in London sind.«

»Höchstens Mitläufer. Die anderen...«

»Schon gut.« Mein Blick streifte den Gegenstand, den Meshir in der rechten Hand hielt. »Was ist das?«

Er hob den Arm sehr langsam. »Es ist die Waffe, die auf uns geworfen wurde.«

»Zeigen Sie mal her.«

Er gab sie mir sehr vorsichtig, das war auch nötig, denn ich bekam kein normales Messer zu Gesicht, sondern eine Waffe, die sich aus drei Klingen zusammensetzte. Wenn sie geschleudert wurde, falteten sich die Klingen auseinander. Sie standen in einem Winkel von 45 Grad zueinander. Ein Treffer garantierte schon fast den Tod.

»Kennen Sie eine solche Waffe?« fragte ich Meshir. Er ging nicht direkt auf meine Frage ein. »Sie zerfetzt Ihnen die Eingeweide, wenn sie richtig trifft. Es ist einfach furchtbar, nicht zu fassen.«

»Okay, sie hat nicht getroffen, aber mir ist eine derartige Waffe unbekannt.«

»Ich weiß, was sie bedeutet«, sagte er. »Es ist eine alte Opferklinge. Wenn Sie genau hinschauen, werden Sie die drei Dreiecke erkennen können, die durch die Klinge gebildet werden. Und Dreiecke, das wissen Sie auch, spielen in unserer Mythologie und der Historie eine entscheidende Rolle. Soll ich Beispiele aufführen?«

»Nein, nicht nötig. Das Allsehende Auge, die Pyramide...«

»Ja, das alles spielt eine Rolle. Die Drei ist die mächtigste Zahl überhaupt, die Vollkommenheit. Für meine Vorfahren war das Dreieck das Gotteszeichen.«

»Da kann ich nicht widersprechen, Mr. Meshir. Nur hat man es heute verwendet, um zu töten.«

»Das ist schlimm!« flüsterte er. »Damit sind die alten Mächte verhöhnt worden. Gleichzeitig zeigt dieser Angriff auch, daß es sehr, sehr ernst ist und es höchste Zeit wird, etwas zu unternehmen. Die Gruppe ist stark. Sie hat ihre Spitzel überall.«

»Wenn das so ist, frage ich mich, wo Sie noch sicher sein können, Mr. Meshir.«

»In der Botschaft.«

»Nicht in Ihrer Wohnung oder Ihrem Haus?«

»Nein, dort nicht mehr. Auf keinen Fall bin ich da sicher. Wir haben erlebt, wie brutal sie vorgingen.« Er strich mit der Handfläche über seine schweißfeuchte Stirn. »Ich habe eine verfluchte Angst bekommen! Nicht einmal so sehr um mich, mehr um meine Tochter.«

»Wie steht Ihre Frau zu dem Problem?«

»Auch das bereitet mir große Sorge, Mr. Sinclair. Sie hat sich seit dem Tage der Entführung verändert. Ich habe das Gefühl bekommen, nicht mehr mit einem Menschen verheiratet zu sein. Sie geht mir aus dem Weg, schließt sich ein, meditiert. Sie hat sehr an Fatima gehangen.« Er schüttelte den Kopf. »Jetzt spreche ich schon, als wäre sie tot.«

»Nun ja«, sagte ich. »Es hat keinen Sinn, wenn wir hier Trübsal blasen. Darf ich die Waffe mitnehmen?«

»Natürlich, Mr. Sinclair. Ich will sie nicht sehen.«

»Sie wird in der Asservatenkammer des Yard einen guten Platz finden. Steigen Sie ein, ich fahre hinter Ihnen her.«

Bevor er in den Golf kletterte, schaute er noch einmal auf das Dach. Drei Schrammen hatten die Messer hinterlassen, als sie über Lack und Blech gestreift waren. Einem von uns hatte der Golf das Leben gerettet. »Die Schrammen gehen tief!« sagte Meshir leise. »Da hätten wir nichts mehr machen können.«

»Ich weiß.«

Er stieg ein. Ich erkannte, daß er noch immer unter einem gewissen Schock stand und hoffte, daß er vernünftig fahren konnte. Zu meiner Überraschung ging alles glatt.

Vor der Botschaft, sie lag versteckt hinter den Bäumen eines Parks, hielten wir an. Hinter dem Gittertor sah ich die Umrisse der Wachtposten. Bläulichweißes Licht umfing sie und ließ sie aussehen wie bleiche Grabgestalten.

»Sie wollen wirklich nicht zu Ihrer Frau?«

»Nein, ich kenne sie. Wahrscheinlich muß ich sie erst noch überreden, daß sie morgen in die Botschaft kommt. Wenn überhaupt.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück.«

»Wir telefonieren noch.«

»Das versteht sich. Gute Nacht.«

Die Wachtposten öffneten ein kleines Seitentor und ließen den Mann durch. Ich schaute ihm nach, wie er durch die Lichtinsel schritt und seine Gestalt allmählich von der Dunkelheit aufgesaugt wurde. Dann drehte ich mich um, wollte einsteigen, als alles anders wurde. Ein gellender Schrei zitterte durch den Park der Botschaft. Danach wurde es totenstill...

Die Ruhe jedoch dauerte nur wenige Sekunden. So lange wie ich benötigte, um den Eingang zu erreichen und die Schritte der beiden Wachtposten hörte. Sie rannten vom Eingang weg tiefer in den Park hinein, so daß sie das Gittertor nicht mehr im Auge behielten. Glück für mich. So konnte ich es überklettern, was ich allerdings mit einem drückenden Gefühl im Magen tat. Das Botschaftsgelände eines ausländischen Staates ist auch dessen Hoheitsgebiet, tabu für alle, die nicht dort beschäftigt oder dorthin eingeladen sind. Das ist überall so auf der Welt.

Geschickt turnte ich an den Gitterstäben hoch. Das Haus selbst lag ziemlich weit entfernt. Ich war mir nicht sicher, ob der Schrei dort gehört worden war. Zudem wunderte ich mich darüber, daß Meshirden Wagen vor der Botschaft stehengelassen hatte.

Er lag noch auf dem Weg. Die Waffe hatte ihn in den Rücken getroffen und getötet.

Drei Messer steckten in seinem Körper, da konnte niemand überleben. Kalkbleich umstanden ihn die beiden Wachtposten. Sie

wußten nicht, wie sie reagieren sollten. Die Maschinenpistolen in ihren Händen wirkten lächerlich.

Ich sprach sie an.

Englisch verstanden sie wohl nicht, denn sie hoben die Schultern. Einer bemühte sich, die Antwort trotzdem zu formulieren. »Wir haben nichts gesehen, er war da.«

»Wo genau?«

»Überall.«

Ich sah das Grinsen des zweiten Wachtpostens. Es gefiel mir überhaupt nicht. Als ich den Mann näher betrachten wollte, drehte er seinen Kopf zur Seite, als wollte er von mir nicht erkannt werden. Weshalb?

Dennoch sah ich sein Profil. Und verdammt noch mal, ich konnte mir nicht helfen. Irgendwie hatte ich den Eindruck, ihn schon einmal gesehen zu haben, wenn auch nur flüchtig.

Ich stellte mir einen Mann vor, der wegrannte, der langes Haar hatte, das ich ihm abriß.

Ja, er war es!

Ich lief auf ihn zu, vergaß dabei den anderen und bekam einen Treffer ins Kreuz, der mir die Luft raubte und mich zu Boden schleuderte. Der Kerl mußte mit der Waffe zugeschlagen haben.

Ich krümmte mich wie ein Wurm, starrte in die Höhe und sah die Gesichter unter den Schirmen der Uniformmützen zu blassen, tanzenden Flecken werden.

Trotz der Schmerzen arbeitete mein Gehirn noch. Ich kam zu dem Ergebnis, daß die beiden die echten Wachtposten überrumpelt und deren Uniformen angezogen hatten.

Wenn sie jetzt noch ein drittes Messer besaßen, war ich geliefert. Schüsse würden sie kaum wagen, die wären zu leicht gehört worden. Einer bückte sich. Es war derjenige, der mir auch geantwortet hatte. Erst dachte ich, er wollte mich hochziehen, aber er mußte nur die

Distanz verringern, um mir die Mündung der MPi gegen das Kinn drücken zu können. »Ich kann dich zerfetzen, Engländer. Ich kann dich töten, es kostet mich nur ein Zucken des Fingers.« Jetzt beherrschte er plötzlich unsere Sprache. »Aber ich mache es nicht. Ich schenke dir dein schäbiges Leben. Wir wollen keine Aufmerksamkeit. Sieh ein, daß wir stärker sind. Kümmere dich nicht als Ausländer um die Geheimnisse der Welt, die unser Land betreffen. Laß dir seinen Tod eine Warnung sein. Wir werden ihn mitnehmen und verbrennen. Nichts wird mehr an ihn erinnern. Das kalte Feuer wird ihn auslöschen. Wenn du nicht im kalten Feuer zu Asche werden willst, dann vergiß uns. Hast du verstanden?«

»Okay«, flüsterte ich, »okay.« Ich konnte den Mund wegen des MPi-Drucks kaum bewegen.

»Schön.« Der Druck verschwand, als der Sprecher zurücktrat. »Dann geh jetzt weg! Lauf, vergiß uns und vergiß Ägypten! Dieses Land ist für dich zu furchtbar.«

Sie ließen mich aufstehen, richteten aber ihre Waffen auf mich. Mein Rücken brannte, als hätte man das Rückgrat verdreht. Ich konnte den Rücken selbst kaum durchdrücken.

Wie ein geprügelter Hund schlich ich davon. Man öffnete mir sogar noch eine kleine Seitentür. Durch die Zwischenräume der Citterstäbe glotzten die Mündungen der Waffen so lange, bis ich gestartet war. Sehr langsam fuhr ich davon. Das Luftholen bereitete mir Schmerzen. Wäre der Vorfall auf britischem Gebiet passiert, wäre ich zurückgekehrt. So aber mußte ich vorsichtig sein und durfte auch keine schlafenden Hunde wecken.

Meshir lebte nicht mehr — nur, was war mit seiner Tochter? Vielleicht konnte ich ihr helfen?

Aufgeben wollte ich nicht. Dieser Fall hatte mich heiß gemacht, meinen Zorn angestachelt. Und ich wollte auch herausfinden, was hinter dem Wissen der Welt steckte, von dem sie gesprochen hatten.

Irgendeine Bedeutung mußte es einfach haben.

Da braute sich etwas zusammen, das meiner Ansicht nach für die Welt verflüxt gefährlich werden konnte.

Als ich meine Wohnung betrat, ging ich noch immer wie ein alter Mann. Im Bad standen verschiedene Mittelchen. Unter anderem auch Tinkturen, hergestellt aus Naturheilmitteln. Damit rieb ich meinen Rücken ein. Wenn ich mich drehte, konnte ich im Spiegel den großen blauen Flecken erkennen, der meinen Rücken gezeichnet hatte. Ziemlich kaputt schlich ich ins Bett und legte mich stöhnend nieder. Mitternacht war schon vorbei, der neue Tag hatte sich gezeigt. Für mich würde er mit einer Reise beginnen.

Ich fuhr gern in die Schweiz, auch wenn ich dort an manche Orte eine unangenehme Erinnerung besaß.[\[1\]](#)

Lausanne allerdings kannte ich noch nicht. Mal sehen, was diese Stadt zu bieten hat, dachte ich.

Hoffentlich nicht meinen Tod!

Am anderen Morgen!

Sehr früh schon hatte ich mit meinem Chef, Sir James Powell, Kontakt aufgenommen und um einen Termin gebeten.

Meinen Freund und Kollegen Suko hatte ich ebenfalls eingeweiht. Suko war sauer gewesen, daß ich ihn in der Nacht nicht mit zum Treffpunkt genommen hatte.

»Ich hatte es versprochen gehabt.«

»Vielleicht hätten wir die Killer schon.«

»Möglich.«

»Und dein Rücken wäre auch heil geblieben.«

Glenda Perkins, unsere gemeinsame Sekretärin, war noch nicht im Büro eingetroffen, als Suko und ich Sir James' Allerheiligstes betraten. Sir James hatte an diesem Morgen eine gute Laune. Etwas spöttisch und locker fragte er: »Bei Ihnen muß es ja brennen, daß Sie

schon so früh bei mir sind.«

»Wir sind immer früh zur Stelle, Sir«, sagte Suko.

»Haben Sie schon Ihren Kaffee bekommen?«

»Noch nicht, Sir.«

»Dann wollen wir uns beeilen. Oder soll Glenda uns die Tassen bringen?«

»Nein, nicht nötig.« Ich begann mit meinem Bericht, und die Laune unseres Chefs sank sichtbar. Er geriet sogar ins Schwitzen. Verständlich, denn Sir James dachte an gewisse diplomatische Verwicklungen, die möglicherweise auftreten konnten.

Zudem war Ägypten ein Land, das nicht zur EG gehörte, dafür zur Dritten Welt. Mit Recht standen einige dieser Staaten den reichen Industrienationen skeptisch gegenüber.

»Nun«, sagte der Superintendent und nickte. »Das ist natürlich ein Hammer.«

»Meine ich auch, Sir.«

»Gehört habe ich jedenfalls nichts. Was da passiert ist, muß von den Ägyptern selbst vertuscht worden sein. Ich möchte aus Gründen der Vorsicht und Geheimhaltung keine schlafenden Hunde wecken, oder sind Sie anderer Meinung?«

»Nein, Sir.« Ich schüttelte den Kopf. »Aber ich werde am Ball bleiben. Zusammen mit Suko.«

Sir James schob die Brille zurück. »Das heißt, Sie wollen in die Schweiz fliegen.«

»Ja.«

»Bitte.« Er deutete zum Telefon. »Swiss Air oder British Airways werden sicherlich noch Plätze in ihren Maschinen frei haben. Versuchen Sie es.«

Bei der Swiss Air hatte ich Glück. Kurz vor Mittag startete von London aus eine Maschine nach Bern. Ich bestellte gleichzeitig einen Mietwagen, den Suko und ich am Airport abholen konnten.

»Das wäre geklärt«, sagte Sir James. »Jetzt kommen meine Fragen. Was kann dahinterstecken?«

»Das ist schwer zu sagen.«

»Überlegen Sie. Hat dieser Adnan Meshir nicht den Mittelmeerraum umrissen?«

»So ist es.«

»Und?«

»Ich weiß nichts. Vielleicht Atlantis?«

»Bis nach Ägypten?« fragte Suko.

»Es gibt Verbindungen!« behauptete ich. »Die Ägypter haben möglicherweise über Atlantis mehr gewußt, als es in ihren alten Überlieferungen steht. Außerdem würde das Dreieck darauf hinweisen.«

»Richtig, John«, sagte Sir James. »Bleiben Sie doch bei dem Dreieck. Nehmen Sie Ihr Kreuz und schauen Sie es sich an. Das Allsehende Auge ist als strahlendes Symbol in einem Dreieck eingefast.«

»Das ist wahr.«

»Ich denke noch weiter. Hatten Sie nicht mal einen Fall, bei dem das fliegende Pferd Pegasus eine Rolle spielte und Sie auf eine Gruppe von Menschen trafen, die sich Psychonauten nannte?«

Allmählich wurde mir mein Chef unheimlich. Ich staunte nicht schlecht und sah sein Lächeln. »Stimmt es, oder stimmt es nicht?«

»Es stimmt.«

»Wie haben Sie den Fall damals gelöst?«

»Überhaupt nicht«, sagte Suko. »John war allein. Er hätte mich mitnehmen müssen.«

Ich achtete nicht auf seine Bemerkung, sondern flüsterte: »Das Allsehende Auge hat bei den Psychonauten eine große Rolle gespielt. Sie aber hielten sich auf der Insel Samos auf. Dort stand ihr Kloster, in das ich eingedrungen bin...«

Meine Stimme versagte, denn ich erinnerte mich an die letzten Szenen, die ich im Kloster erlebt hatte. Wie eine Wand hatten die Mönche vor mir gestanden und eine nicht nachvollziehbare Erklärung abgegeben. Einer hatte von einem dritten Auge gesprochen, das jeder Mensch besitzt. Wem es gelang, das dritte Auge zu aktivieren, der konnte Dinge sehen, die mit der normalen Sicht oder Optik nichts zu tun hatten. Seine Gedanken wurden frei für andere Welten. Er konnte sich hineinragen lassen, erkannte Zusammenhänge und wurde irgendwie zum Symbol des Pegasus, des fliegenden Pferdes, dem Symbol der Schriftsteller, das sie mit auf die Reise in die anderen Zeiten und Welten nahm. Ein Satz war mir noch in Erinnerung geblieben. Wenn die Götter und ihre Günstlinge nicht wollen, werden wir Menschen nichts erreichen können. Die Psychonauten oder einige von ihnen, Abtrünnige, hatten mit dem Feuer gespielt und waren in den Flammen umgekommen. Wie auch das Mädchen Gabriela damals...[\[2\]](#)

Als ich an ihren Namen dachte und mir wieder alles in den Sinn kam, mußte ich automatisch auch an Fatima Meshir denken. Sollte es wieder eine Parallele geben, die mit dem Tod endete?

Sir James, ein guter Beobachter, las meine Gedanken von meinem Gesichtsausdruck ab. »Ich scheine mit meiner Vermutung ins Schwarze getroffen zu haben, John.«

»Ja«, flüsterte ich, »fast...«

»Damals hatten Sie Pech. Es ist einige Zeit vergangen. Vielleicht haben die Psychonauten oder die Loge der Mystiker, wie sie sich ja auch nannten, den Weg gefunden, nach dem sie forschten.«

»Dann hätten ihnen die Götter gnädig sein müssen«, murmelte ich.

»Was spricht dagegen?«

»Keine Ahnung, Sir. Vielleicht ein Gefühl.«

Unser Chef lehnte sich zurück.

Er trank einen Schluck Wasser und räusperte sich. »Ihre Gefühle in

allen Ehren, John, aber Sie sollten sie zurückstellen.«

»Die Psychonauten waren nicht schlecht, Sir. Ich traue ihnen diese brutalen Morde nicht zu. Sie hätten mich auch im Kloster behalten oder töten können, sie taten es nicht, obwohl ich einen Teil ihrer Geheimnisse und auch geheimen Lehren entdeckt hatte. Außerdem habe ich keinen Zusammenhang mit den alten Ägyptern gesehen.«

»Sie sind eben nicht tief in die Materie eingedrungen«, gab er zu bedenken.

»Möglich.«

»Dann tun Sie es jetzt.«

Ich runzelte die Stirn. »Sind Sie tatsächlich davon überzeugt, Sir, daß die Psychonauten dahinterstecken?«

»Überzeugt nicht. Ich schließe es auch nicht aus. Alles weitere müssen Sie und Suko entscheiden. Fahren Sie in die Schweiz. Vielleicht können Sie dort eine Spur aufnehmen.«

»Es gab Abtrünnige unter ihnen«, sagte ich leise.

»Vielleicht hat sich das wiederholt. Sie sollten dort einhaken, wo Sie damals aufgehört haben.«

»Das geht nicht mehr.«

»Dann seien Sie flexibel. John, ich möchte den Fall aufgeklärt wissen. Wenn es sich tatsächlich herumspricht, was auf dem Gebiet der Botschaft passiert ist, kann das Ärger geben. Politiker sprechen da von diplomatischen Verwicklungen, ich drückte es deutlicher aus. Außerdem werde ich mal an höheren Stellen nachforschen, ob die Ägypter tatsächlich so ruhig geblieben sind, wie Sie vermuten.«

»Das bleibt Ihnen überlassen, Sir.«

»Gut, dann. Fliegen Sie und kommen Sie gesund und mit Ergebnissen nach London zurück.«

Suko fügte noch eine Bemerkung hinzu. »Wenn ich die Sache als Außenstehender überblicke, habe ich den Eindruck, daß die Schweiz nicht unser letztes Reiseziel sein wird.«

»Wo willst du noch hin?« fragte ich.

»Wir haben von Ägypten gesprochen. Vieles deutet auf dieses Land hin. Möglicherweise werden wir auch an den Nil fahren müssen.«

Sir James überlegte. »Nicht schlecht gedacht«, stimmte er Suko zu.

»Was meinen Sie, John?«

»Ausschließen möchte ich nichts.«

Diese Worte waren gleichzeitig so etwas wie ein Abschied. Vor dem Büro atmete Suko tief durch. »Jetzt trinke sogar ich einen Kaffee«, sagte er.

»Ist dir der Fall an die Nieren gegangen?«

»So ähnlich. Ich werde den Lindruck nicht los, daß da etwas auf uns zurollt.«

»Das kann sein.«

Glenda wußte, was wir wollten. Als wir das Vorzimmer betraten, rochen wir den frisch gekochten Kaffee bereits. »Na, ihr beiden? So früh auf den Beinen?«

»Ja. Und dazu noch bei Sir James.«

»Ach du Schreck.«

Ich schaute sie an. Schick sah sie aus in ihrem neuen Kostüm. Eine auf Figur sitzende Pfeffer-und-Salz-Jacke mit einem verhältnismäßig großen Kragen, dazu der schwarze Rock mit dem langen Schlitz an der Rückseite, das war schon neueste Mode. Unter der Jacke trug sie ein schlichtes, weißes T-Shirt.

»Ist was, John?«

»Du siehst stark aus! Abgenommen?«

»Quatsch. Dieneue Mode macht Figur und schlank.«

»Sie gefällt mir.«

»Aber Mini ist vorbei. Die Röcke bleiben am Knie oder fallen noch länger.«

»Schade für uns Männer.«

»Lüstling. Wollt ihr Kaffee?«

»Klar, sogar Suko will welchen. Danach werden wir uns verabschieden. Die Schweiz wartet.«

»Aber kein Urlaub, wie ich euch kenne.«

»Leider nicht.«

Suko fügte noch eine spitze Bemerkung hinzu. »Wir haben übrigens in einem Internat zu tun, wo nur Mädchen sind. Höhere Töchter, meine liebe Glenda.«

»Stimmt das, John?«

»Leider«, antwortete ich und konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen.

Glenda holte tief Luft. »Wenn du noch einmal so lügst, kannst du den Kaffee aus drei Yard Entfernung trinken. Aber ich gebe dir einen Rat. Höhere Töchter sind meist zickig und schielen nur nach dem Geld eines Mannes.«

»Da gibt es bei mir nicht viel zu schielen.« Sie nickte heftig. »Das weiß ich.«

»Woher denn?«

»Dann hättest du mich schon des öfteren eingeladen. Aber bei dir sitzt ja ein Igel in beiden Laschen.«

»Ich habe dafür ein anderes Wort.«

»Und welches?«

»Der Beamtensold...«

Schweiz — das Waadland, der Genfer See, auch Lac Léman genannt, mit seinen Städten Genf, Lausanne, Montreux. Spielplätze der Reichen, Hotels der teuersten Klasse, Berge mit schneebedeckten Gipfeln und Zentrum zahlreicher Ost-West-Konferenzen.

Nach Genf, wo die Konferenzen stattfanden, wollten Suko und ich nicht. Unser Ziel war Lausanne.

Der Flug lag hinter uns. Er war ruhig verlaufen. Ziemlich gemütlich

ging es auch auf dem Berner Flughafen zu, kein Vergleich mit der Hektik auf Heathrow.

Der Leihwagen stand bereit. Es war ein weißer BMW der 3er Reihe. Bis Lausanne konnten wir Autobahn fahren. Zunächst die N 12, danach die N 9, die parallel zum Genfer See nach Lausanne führt. Schon beim Anflug hatten wir die gewaltigen Bergriesen des Berner Oberlandes gesehen. Ich hatte dabei an Kandersteg und Grindelwald gedacht, wo mich frühere Abenteuer hingeführt hatten. Durch die Berge brauchten wir aber nicht. Die ließen wir weiter östlich liegen, denn unser Weg führte in Richtung Fribourg, wo bereits französisch gesprochen wird.

Um diese Zeit war die Autobahn relativ leer. Das Wetter machte auch eine gute Miene. Zwar lag der Himmel nicht wolkenfrei über uns, aber es regnete nicht, und die Temperaturen bewegten sich zwischen 15 und 20 Grad. Angenehm, wie ich fand.

In der Nähe von Vevey, schon dicht am See, mußten wir auf die andere Bahn.

Der Verkehr nahm zu. Auf den letzten Kilometern gerieten wir in einen Stau, die Strecke zum See hinunter dauerte seine Zeit. Auf der Uferstraße mußten wir weiter. Die Schule lag westlich der Stadt in einem Vorort.

Da ich fuhr, konnte ich mich nicht auf das herrliche Seepanorama konzentrieren.

Links neben uns lag die gewaltige Wasserfläche des Lac Léman wie graublau gestrichen. Nur wenige Wellenbewegung herrschte auf dem Gewässer. Zahlreiche, weiß gestrichene Ausflugsboote waren unterwegs. Der Herbst gehört in der Schweiz zur Saison. Zudem garantierte der See ein oft mildes Klima. Auf der anderen Uferseite, nicht mehr sichtbar, aber zu ahnen, zeichnete sich die Kulisse der Bergwelt ab. Dort lag auch Frankreich mit seinen Eisriesen und dem Mont Blanc, dem höchsten Berg Europas. Kleine Yachthäfen

bildeten mit ihren ruhig daliegenden und oftmals mit Planen abgedeckten Schiffen ein wunderschönes Bild. Wir sahen alte Schlösser und erreichten schließlich den kleinen Vorort, in dem auch das Internat lag.

Die Zeit war hier zwar nicht stehengeblieben, doch von der Hektik und dem Verkehr der City spürten wir nichts. Viele Bauten besaßen schon einen mediterranen Einschlag. Helle Mauern, verwinkelte Gassen und überall das satte Grün der Pflanzen, die an den Gebäuden hochkrochen. Hotels, Restaurants, Weinstuben, das *savoir vivre* der Welschen nahm auch uns gefangen.

»Hier läßt es sich leben«, meinte Suko.

»Klar. Nur müssen wir arbeiten.«

»Vielleicht können wir das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.«

»Das glaube ich kaum.«

Wir hatten uns eine Straßenkarte von Lausanne besorgt. Suko dirigierte mich. Es war abgesprochen, nicht bis an das Internat zu fahren. In der Nähe gab es bestimmt ein kleines Restaurant, in dem wir uns mit Claudia Demmi treffen konnten. Außerdem konnten wir beide etwas zu essen gebrauchen. Auch ein Flug und eine Fahrt machen hungrig.

Flach war die Gegend nicht. Ich würde sie eher als ein Voralpenland bezeichnen. Die Straße, die wir fuhren, wand sich in breiten Kurven einen Hang hoch. Felder sahen wir, auch Weinhänge — und mehrere Gebäude, die oberhalb lagen.

Eines davon muß die Ecole du Lac sein.

Wir hielten an und entdeckten auch eine schmale Stichstraße, die zum Bau hochführte. Suko sah das Schild mit der Aufschrift Ecole du Lac.

»Da wären wir genau richtig.«

Ich deutete nach vorn. »Nicht weit ist ein Restaurant.«

»Ich habe auch Hunger.«

Wir waren nicht die einzigen Gäste, die sich auf die zum See hin liegende Terrasse setzten. Einheimische saßen auch zusammen. Für mich immer ein gutes Zeichen. Wo sie saßen und tranken, wurde man nicht so leicht übers Ohr gehauen.

Wir erwischten einen wunderschönen Platz direkt an der Mauer. Auf der Terrasse selbst schützte das Laub der zahlreichen Platanen vor allzu warmen Sonnenstrahlen im Hochsommer. Auch jetzt summten noch Wespen durch die laue Luft. Zahlreiche Spinnweben zitterten im Licht der Sonne und glänzten wie mit Silber angestrichen. Die Wirtin kam zu uns. Sie sah aus wie eine Bergbäuerin. Zu trinken bestellten wir Saft, keinen Wein, den sie uns anbot. Auf der Karte standen nur drei Gerichte.

Ich entschied mich für Fisch aus dem See und einen Salatteller dazu. Suko bestellte ein Gericht aus Käse, Sahne und Nudeln, einen richtigen Dickmacher.

»Und das schaffst du?« fragte ich.

»Aber immer.«

»Na denn.«

Um es vorwegzunehmen, beide Gerichte waren hervorragend. Als die Wirtin sah, wie sehr es uns schmeckte, stiegen wir in ihrer Hochachtung.

»Ein sehr schönes Restaurant haben Sie hier«, sagte ich und nickte.

»Wirklich, auch toll gelegen.«

Sie setzte sich an den Nebentisch und strahlte. »Seit über hundert Jahren in Familienbesitz.«

»Wer hier ißt, weiß warum«, sagte Suko.

Mit der letzten Bemerkung hatte er Madame ein Stichwort geliefert und uns indirekt auch. Sie nickte einige Male. »Es kommen auch viele Einheimische zu uns.«

»Auch Mädchen?«

Sie runzelte die Stirn. »Was meinen Sie damit?«

»Die von der Schule.«

»Ach die.« Sie schlug gegen ihre Stirn und schüttelte den Kopf, so daß die blonden Haare zitterten. »Nein, denen sind wir nicht fein genug. Die verkehren in anderen Lokalen.«

»Discos, nicht?«

»Klar.« Jetzt horchte sie auf. Ein etwa vierzehnjähriger Junge brachte ihr ein Glas. »Danke, Marcel.« Sie wandte sich uns wieder zu. »Haben Sie Interesse an der Schule?«

»Ja, Madame. Deshalb sind wir gekommen.«

»Diplomaten?«

»So ist es.«

»Nun ja...« Sie nahm einen Schluck und kaute den Roten. »Nach Eltern sehen Sie mir nicht gerade aus.«

»Das sind wir auch nicht. Wir müssen nur mit einer jungen Dame sprechen. Sagt Ihnen der Name Claudia Demmi zufällig etwas?«

»Nein, nichts.«

»Das hatten wir uns fast gedacht. Aber die Telefonnummer der Schule haben Sie doch?«

»Sicher...«

»Dürften wir dann mal...?«

»Kommen Sie mit in den Gastraum.«

Suko wollte sitzenbleiben. Ich folgte der freundlichen Wirtin in einen sehr angenehm eingerichteten Gastraum, in dem helles Holz dominierte. Das Telefon stand in der Ecke auf einem kleinen Schränkchen. Die Wirtin war so freundlich, mir die Nummer herauszusuchen, dann verließ sie das Restaurant.

Ich wählte und bekam sofort Verbindung. Eine ziemlich harte Frauenstimme erklärte mir, daß ich mit dem Sekretariat verbunden war.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich komme aus London. Wäre es

Ihnen möglich, Claudia Demmi an den Apparat zu holen?«

Pause. Dann: »Hm, sie müßte auf ihrem Zimmer sein.«

»Können Sie...?«

»Ich stelle durch. Die älteren Schülerinnen haben Telefon auf den Zimmern. Warten Sie bitte.«

»Danke.«

Das war wirklich ein vornehmes Internat. Dementsprechend waren sicherlich auch die Preise.

Es knackte einige Male, dann wurde abgehoben, und eine diesmal etwas schüchtern klingende Stimme meldete sich. »Ja, hier Claudia Demmi.«

Ich sagte mein Sprüchlein auf, damit die junge Dame wußte, mit wem sie es zu tun hatte, und fügte noch einen sehr wichtigen Schlußsatz nach.

»Ich soll Ihnen Grüße von Fatima Meshir ausrichten.«

Ein kurzer Schrei, dann entstand eine Pause, in der ich heftige Atemzüge hörte. »Hören Sie, Claudia, sind Sie noch dran?«

»Ja, ja, das bin ich.«

»Weshalb haben Sie sich nicht mehr gemeldet?«

Sie mußte sich erst räuspern, bevor sie fragte: »Wer sind Sie, Monsieur?«

»Ein Bekannter der Familie Meshir.«

»Und was wollen Sie von mir?«

»Mit Ihnen über Fatima reden, ganz einfach, ganz einfach.«

Wieder überlegte sie. »Weshalb? Ich wüßte nicht, was es über sie zu reden gäbe.«

»Ich schon. Schließlich ist sie einfach verschwunden. Niemand...«

»Hören Sie auf, Monsieur, das ist gefährlich.«

»Claudia, wann können wir uns treffen.«

»Nicht jetzt!«

»Okay, sagen Sie eine Zeit!«

»Um... um... wenn es dunkel wird. Neunzehn Uhr.«

»Okay, wo?«

»Ich komme zu Ihnen.«

»Dann werde ich Ihnen den Namen des Restaurants durchgeben: Chez Hélène. Kennen Sie das?«

»Ja, es liegt am See.«

»Genau.«

»Ich möchte mich dort nicht blicken lassen. Sie können vor dem Restaurant auf mich warten. Wir werden dann zum See hinuntergehen, wo uns niemand stört. Was wollen Sie eigentlich?«

»Das sage ich Ihnen später. Mir geht es vor allen Dingen um Ihre Freundin Fatima.«

»Ja, gut. Au revoir...«

Sie hatte aufgelegt, und auch ich ließ den Hörer sehr nachdenklich auf den Apparat zurücksinken. Wenn ich mir das Gespräch noch einmal vergegenwärtigte, mußte ich einfach davon ausgehen, daß auch Claudia Demmi Furcht hatte.

Wovor? Waren es dieselben Gegner, die auch Fatima entführt hatten?

Befand sich hierein Nest?

Ich ging wieder auf die Terrasse zurück, wo die Wirtin jetzt bei Suko saß, der mir gespannt entgegenschaut. »Ich habe sie erreicht«, sagte ich.

»Alles klar?«

»Bis auf einige Kleinigkeiten.« Auch ich nahm wieder Platz. »Was haben wir zu bezahlen?«

Der Betrag belief sich noch unter dreißig Franken. Das ließ sich hören.

»Kommen Sie noch einmal wieder?« fragte die Wirtin.

»Durchaus möglich. Uns hat es sehr gut gefallen.«

»Dann bis später - vielleicht.« Sie lächelte hinter uns her, als wir

den Weg am Haus vorbei und zur Vorderseite des Restaurants schritten, wo auch der Wagen parkte.

»Jetzt raus mit der Sprache, John! Was ist da los gewesen?«

Wir standen neben dem Wagen, die Gesichter den wärmenden Strahlen der Sonne zugedreht. »Claudia Demmi hat Angst.«

»Sie auch?«

»Ja.«

»Und wovor?«

Ich schlug mit der flachen Hand auf das Autodach. »Das hat sie mir nicht gesagt. Ich entnahm es ihrer Stimme und den Antworten.«

»Wie seid ihr verblieben?«

»Daß wir uns um neunzehn Uhr mit ihr treffen. Sie wird hier vor dem Lokal erscheinen. Reden will sie im Freien. Sie schlug vor, den Weg zum See hin einzuschlagen.«

Mein Freund nickte sehr nachdenklich. Dabei schaute er schräg den Hügel hoch, wo Wein wuchs und auch Wiesen bis an den Rand reichten und die Mauern des Internats grüßten. »Am liebsten würde ich hochfahren und mit dieser Claudia einige Takte reden.«

»Ich auch, aber wir wollen das Mädchen nicht in unnötige Gefahr bringen. Die Zeit bis zum Treffen vergeht auch so.«

»Du sagst es.«

Sehr bald schon saßen wir wieder im Wagen und rollten davon. Raus aus Lausanne, durch kleine, malerische Orte, die eine herrliche Kulisse bildeten. Ein Paradies für Fotografen.

Meine innere Spannung wollte nicht weichen. Immer wieder mußte ich an das Gespräch denken und an die gepreßt klingende Stimme des Mädchens. Claudia Demmi war Fatimas Freundin. Freundinnen vertraut man so manches an. Ich konnte mir vorstellen, daß uns diese Person weiterbringen würde...

Einige Stunden später!

Jetzt lag die Dunkelheit über dem See. Noch nicht so tief wie in der Nacht, aber als blaugrauer Schleier, der alles verhüllt, Wasser und Luft zu einer Einheit werden ließ, so daß für uns kaum erkennbar war, wo der Himmel begann und der See endete.

Dafür sahen wir die Lichter. Sie schimmerten an den Ufern, den Buchten und auf dem See.

Manchmal glockenartig, dann wieder verteilt, so daß sie regelrechte Kunstwerke bildeten.

Es war ein wunderschönes Panorama, für das weder Suko noch ich einen Blick hatten, denn Claudia Demmi interessierte uns viel mehr. Sie war herbeigeeilt, hatte sich mit uns bekanntgemacht und war sofort auf dem Rücksitz des Wagens verschwunden. Sogar dort duckte sie sich.

Über Umwege hatte sie uns zum See geführt, bis zu einem kleinen Parkplatz, wo wir den Wagen verließen.

Auch jetzt schaute sie sich ängstlich um, vermutete in jedem der abgestellten Fahrzeuge einen Feind. Selbst ich konnte sie nicht beruhigen.

Sie war ein relativ hübsches Mädchen. Vielleicht ein wenig zu klein geraten, mit braunen Haaren, auf deren Oberfläche ein runder Kranz lag, den sie geflochten hatte.

Das Idealgewicht besaß sie nicht, was auch nicht tragisch war, denn wer mochte schon die knöchigen Mannequins. Claudia hatte sich nicht fein angezogen, eher bäuerlich. Sie trug einen derben Jeansrock, dazu eine Bluse in einem helleren Blau und eine Strickjacke, die in Höhe der Taille leicht angeschnitten war.

Vom See her wehte ein kühlerer Wind, und Claudia zog die Jacke enger um ihren Körper.

»So, Claudia, wir überlassen es Ihnen, wo wir hingehen«, sagte ich.

»Wollen Sie hierbleiben?«

»Nein, auf keinen Fall.« Sie deutete nach vorn, wo die Uferpromenade weiterführte, aber längst nicht mondän oder elegant war. Hier herrschte noch die Urwüchsigkeit vor. Es leuchteten auch nur wenige Laternen. Wir nahmen das Mädchen in die Mitte. Auf den ersten Metern sprach niemand von uns. Claudia hielt den Kopf zumeist gesenkt, als wollte sie etwas suchen.

»Wie geht es Fatima denn? Hat sie es geschafft?«

»Was meinen Sie?«

»Sie wollte unbedingt nach London, weil sie es hier nicht mehr aushalten konnte.«

»Ja«, bestätigte ich, »sie ist in London eingetroffen.«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Mit dem Vater.«

Claudia blieb stehen. »Weshalb nicht mit ihr?«

»Das ging leider nicht.«

Ich hatte bewußt nicht die volle und grausame Wahrheit gesagt, aber Claudia verstand auch so. Sie preßte beide Hände gegen die Wangen.

»Dann hat man sie erwischt.«

»Wer sollte...?«

»Bitte.« Sie schaute uns abwechselnd an. »Lassen Sie mich gehen! Ich habe nicht gewußt, daß es schon so weit fortgeschritten ist. Hätte ich davon erfahren, wäre ich nie...«

Ich legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Bitte, Claudia, beruhigen Sie sich.«

»Nein, Sie wissen ja nicht...«

»Wir wissen einiges«, erklärte Suko. »Oder glauben Sie, daß uns die Psychonauten unbekannt sind?«

Dieser Schuß ins Blaue hatte gegessen. Claudias Gesichtszüge wurden zur Maske. »Das kann nicht sein«, hauchte sie. »Meine Güte, das ist... wieso wissen Sie Bescheid? Gehören Sie auch zu denen?«

»Wir sind Engländer«, sagte Suko. »Auch wenn es bei mir nicht so aussieht. Zudem noch Polizisten.«

»Na und?«

»Was meinen Sie damit?«

»Ob Polizist oder nicht. Die sind stärker, die sind mächtiger. Sie haben ein immenses Wissen. Ich weiß das.«

»Von Fatima?«

Claudia nickte heftig. »Natürlich. Fatima war für sie das Opfer. Sie wurde gebraucht.« Das Mädchen blickte über den See. »Sie hatte schreckliche Angst. Die Vergangenheit holte sie ein.«

»Welche denn?«

Claudia hob die Schultern. »Die Vergangenheit ihres Landes, wie sie sagte.«

»Damit hatte doch sie nichts zu tun.«

Claudia nickte heftig in meine Richtung. »Und ob sie etwas damit zu tun gehabt hat.«

»Was bitte?«

»Das weiß ich auch nicht. Sie hat nie mit mir darüber geredet. Sie fand es besser, wenn ich nichts wußte.«

»Wie sah es denn mit Andeutungen aus?« erkundigte sich Suko.

»Nein, gar nichts.«

Die Antwort kam uns beiden zu schnell. Suko lächelte. »Weshalb lügen Sie, Claudia?«

»Wieso? Ich...«

»Sie und Fatima sind Freundinnen.«

»Wer hat das gesagt?« Sie ging sofort auf Abwehr.

»Ihr Vater.«

Da senkte sie den Blick und hob gleichzeitig die Schultern. »Ja, wir sind Freundinnen.«

»Gut — und Freundinnen vertrauen sich oft gegenseitig etwas an.«

Heftig drehte sie sich um. »Lassen Sie mich doch in Ruhe! Hätte ich

geahnt, daß Sie mir mit diesen Dingen kommen würden, hätte ich mich niemals mit Ihnen getroffen.« Ich zog sie wieder herum. »Sie müssen reden, Claudia. Tun Sie es Fatima zu Gefallen.«

Sie wollte nicht und schnitt statt dessen ein anderes Thema an. »Haben Sie überhaupt in London mit ihr gesprochen?«

»Das ging nicht.«

»Aber Sie sagten doch...«

Ich hatte beschlossen, ihr reinen Wein einzuschenken. Das tat ich auch und mußte mit ansehen, wie sie leichenblaß wurde. Dann begann sie zu zittern. Ich befürchtete schon, daß sie schreien würde, als sie den Mund öffnete, doch sie flüsterte nur und nickte.

»Dann ist Fatima von ihnen zurückgeholt worden. Von den Psychonauten, von denen mit dem dritten Auge. Sie brauchen sie unbedingt. Sie wollen das Wissen der Welt haben.«

»Über Fatima?«

»Ja, so ist es.«

Ich holte tief Luft. »Okay, Claudia. Sie wissen einiges. Wo könnte Fatima stecken?«

Wieder blickte sie über den See, als läge dort die Lösung des Rätsels verborgen. Wellen klatschten gegen das Ufer und bildeten eine nie abbreißende Begleitmusik. »Ich kann es nicht genau sagen, aber es gibt einen Tempel, in dem sie ihre Rituale abhalten.«

Wir schrakten zusammen. »Wo?«

»Um an das Wissen der Menschheit zu gelangen, das in der Geschichte Ägyptens verborgen liegt, müssen sie den Tempel benutzen. Erst dann werden sich die Geheimnisse öffnen.«

»Der Tempel, Claudia. Wo finden wir ihn?« erinnerte ich sie. »In England, in Ägypten?«

»Nein, nein...«

»Wo denn?«

Sie drehte sich. Der Rock schwang dabei hoch. »Nicht so weit

weg, sondern hier.«

Suko und ich standen da wie die Ölgötzen. Ich spürte den Kloß im Hals und schluckte ihn herunter, bevor ich es endlich schaffte, eine Frage zu stellen. »In der Schweiz?«

»Ja, sie haben hier eine Filiale. Oder sogar ihr Hauptquartier. Ich kann es nicht so genau sagen.«

»Kennen Sie den Ort?« Das Mädchen nickte.

»Wo finden wir ihn?«

»Fahren Sie auf den See. Sie müssen...« Plötzlich sagte sie nichts mehr, denn ein Schatten näherte sich. Er ging durch den Lichtschein einer Laterne und sah aus wie ein harmloser Spaziergänger. Seit der Szene im Hyde Park hatte ich allerdings etwas gegen diese harmlosen Spaziergänger und behielt den Mann im Auge.

Auch Claudia schaute ihm entgegen. Er mußte etwas an sich haben, das sie ängstigte, denn sie schüttelte sich.

»Kennen Sie ihn?« hauchte ich.

»Nein, eigentlich nicht...«

»Aber...«

Sie trat einen Schritt zurück, so daß Suko und ich als Deckung vor ihr standen. »Ich weiß, es nicht genau. Es ist nur ein Gefühl, verstehen Sie? Nur ein Gefühl...«

»Ja, das begreifen wir schon.«

Wir sprachen nicht mehr, denn der Spaziergänger hatte sich uns bis auf einige Schritte genähert. Wegen der abendlichen Kühle trug er einen Mantel, sogar einen Hut, der sich dunkler von seinem Kopf abhob. Völlig harmloskam er näher, sah uns und blieb stehen. »Guten Abend.«

Wir grüßten zurück. Nur Claudia sagte nichts. Für sie interessierte sich der Mann nicht. Er lächelte uns freundlich an. »Diese Herbstabende sind etwas Besonderes. Man sollte die Daten im Kalender anstreichen. Finden Sie nicht auch?«

»Es ist tatsächlich herrlich«, sagte ich.

Der Mann schaute über den See. »Wenn es das Wetter erlaubt, komme ich jeden Abend hierher. Dieses Panorama sowie die Stille beruhigen mich ungemein. Ich atme auf, erhole mich.«

»Das kann ich nachvollziehen.«

»Aber Sie sind fremd hier?«

»Engländer.«

»Interessant.«

»Aber nicht so außergewöhnlich.« Mir gefiel nicht, daß ich so wenig vom Gesicht des Mannes sah. Die Krempe seines Hutes war einfach zu tief in die Stirn gezogen worden.

»Lausanne ist eben international«, sagte er und tat so, als wollte er weitergehen. Er hob auch einen Arm, um gegen die Hutkrempe zu tippen. Ein Gruß, mehr nicht.

Dabei sah ich seine Hand. Und ich sah den Ring an seinem mittleren Finger.

Es war ein ungewöhnlich großer Ring. Man nannte ihn auch einen Siegelring.

Aber nicht irgendeinen. Dieser zeigte als Motiv auf der ovalen Goldfläche ein bestimmtes Symbol.

Pegasus, das geflügelte Pferd mit dem Horn an der Stirn. Und ich wußte, daß dieser Ring auch töten konnte...

Die Tage, die Stunden, die Minuten — das alles verging. Nur die Dunkelheit blieb, und Fatima empfand sie schon als einen Psychoterror, der sie weicklopfen sollte. Vielleicht mußte sie sich jetzt schon an die Finsternis gewöhnen, denn sie war der Vorbote zur ewigen Dunkelheit.

Man reichte ihr Brot und Wasser durch die Klappe der Tür. Nie sah sie ein Gesicht, nur immer die Hand und den Teller. Einmal hatte sie das Wasser verschüttet und kein frisches bekommen. So hatte sie bis zur nächsten Mahlzeit warten müssen, und jede war ihr

vorgekommen wie die letzte, die Henkersmahlzeit.

Irgendwann war auch die Zeit der Lethargie verstrichen. Dann kam die Angst. Jedesmal, wenn sie wieder getrunken und gegessen hatte und sich reaktivieren konnte.

Schon allein das Einnehmen der Mahlzeiten glich einer Folter, weil die Gefühle eben hochgepeitscht wurden.

Wieder hörte Fatima Schritte. Sie wußte genau, daß sie nach sechs Echos stoppten. So war es auch jetzt!

Vor der Tür des Gefängnisses stand derjenige, der ihr die Nahrung brachte.

Diesmal aber wollte Fatima es wissen. Sie befand sich in einem Zustand, der zwischen Angst und Erregung pendelte. Manchmal hatte sie auch daran gedacht, daß sie der Tod nicht schrecken konnte. Besser eine ewige Dunkelheit in Gewißheit als diese in Ungewißheit. Das Ende wird ein neuer Anfang sein! So hatte man es ihr gesagt, aber das sollte nicht stimmen. Sie wollte sich dagegen wehren. Ihr war das Zeremoniell geläufig. Kurz nach dem Verstummen der Schritte begann das Kratzen. Es entstand, wenn die Klappe in der Tür geöffnet wurde.

Fatima hatte sich von der Liege erhoben. Zwischendurch war sie immer wieder gelaufen, damit die Glieder nicht zu steif wurden. Das machte sich jetzt bezahlt.

Durch die Finsternis schlich sie in Richtung Tür, in der sich plötzlich ein Ausschnitt zeigte. Er lag in Gesichtshöhe, rechteckig gefüllt mit einem grau wirkenden Licht.

Das Tablett erschien. Mehr lang als breit. Es paßte genau auf die in das Verlies gedrückte Klappe. Die Hand glitt darüber hinweg und stellte Wasser wie auch Brot ab.

Bevor die Männerhand den Teller mit Brot losließ, hatte Fatima bereits zugepackt.

Blitzschnell war sie gewesen. Neben der Tür im toten Winkel hatte

sie gekauert und zugegriffen. Ein harter Griff, in den sie all ihre Kraft hineingelegt hatte.

Dabei bohrte sie noch die Fingernägel in die dünne Haut. Die Spitzen mußten wirken wie kleine Messer.

Der Mann schrie, dann fluchte er wütend, aber Fatima ließ nicht los. »Ich will wissen, wo ich bin, du verdammter Hund! Los, sag es mir!« Sie hielt das Gelenk fest, wie ein Ertrinkender die schwimmende Planke. Dabei bewegte sie es auch, stieß gegen das Glas mit Wasser, kippte es um, aber das machte ihr nichts mehr aus.

Verbissen zerrte sie am Arm. Sie wollte den Mann durch die Luke ziehen, hängt sich ans Gelenk, machte sich noch schwerer, als sie war. Dann hörte sie den anderen stöhnen.

Längst lag das Tablett am Boden, das Brot war ebenfalls von der Klappe gerutscht, und sie selbst hielt dem Druck nicht mehr stand. Mit einem knirschenden Geräusch brach sie ab.

Daß sie dabei auf die Fußspitzen des Mädchens fiel, beachtete Fatima nicht. Für sie war der Arm das Wichtigste in ihrem Leben. Aber der Mann hinter der Tür besaß zwei Hände - und eine Waffe.

Schlangengleich huschte auch die zweite Hand durch die Luke. Ihre Finger hielten einen Dolch fest.

Er wollte zustoßen, sein verzerrtes Gesicht sprach Bände, und Fatima ließ im letzten Augenblick das Gelenk los. Die nach unten fahrende Klinke des in Panik geratenen Mannes hätte ihn beinahe noch selbst erwischt. Dicht neben dem Gelenk stieß sie ins Leere. Fatima taumelte keuchend zurück. Ihre Knie waren weich geworden, sie schüttelte sich und fiel auf das Bett. Dabei starrte sie aus nassen Augen auf die Tür, in der die Luke nun nicht mehr verschlossen werden konnte. Die Stimme wehte ihr entgegen. Ein böses Flüstern, voller Zorn und Haß. »Ich hätte dich töten können. Ich hätte dich...«

»Warum hast du es nicht getan, verdammt!« rief sie. »Warum hast du mich nicht getötet?«

»Wir brauchen dich, Prinzessin!«

Fatima hatte eine Antwort geben wollen, nach dieser Bemerkung saß sie starr.

Wie hatte der Mann sie genannt? Prinzessin? Wie war er darauf nur gekommen. Sie sah sich als Gefangene und nicht als Prinzessin. Irgend etwas mußte da schiefgelaufen sein.

Das Mädchen wollte Fragen stellen. Es war zu spät, der andere hatte sich bereits mit hastigen Schritten zurückgezogen. Fatima blieb zitternd auf der Liege sitzen. Sie strich ihr Haar zurück. Die letzte Bemerkung wollte ihr einfach nicht aus dem Kopf. Der Kerl mußte sich vertan haben. Sie war keine Prinzessin und auch nie eine gewesen. Etwas stieg heiß in ihr hoch, wühlte die Gefühle auf, dann kam ihr eine Idee. Sie war schlimm und furchtbar. Sollte man sie bei der Entführung möglicherweise verwechselt haben?

War eine andere gemeint?

Innerlich zitternd dachte sie darüber nach und fragte sich schließlich, wie sie das den Peinigern beibringen sollte? Die würden ihr kein Wort glauben und alles als Schutzbehauptung ansehen.

Wie dem auch war, das Mädchen steckte in einer fatalen Situation. Die Kleidung hatte auch gelitten. Sie trug noch die gleichen Sachen wie auf der Reise.

Eine lange Hose, den dünnen Pullover aus schwarzer Baumwolle mit dem leicht angedeuteten Rollkragen, die weichen Schuhe, aber sie fühlte sich nicht wohl.

Sie kam sich schmutzig vor, brauchte eine Dusche. Alles schien zu kleben.

Dann stand sie auf. Fatima hatte sich wieder einigermaßen beruhigt. Sie war auch irgendwo froh, daß die Tür keine durchgehende Einheit mehr bildete. Die Klappe war herausgerissen worden, jetzt lag die viereckige Öffnung frei.

Dahinter schimmerte ein ungewöhnliches Licht. Es war nicht hell und auch nicht dunkel. Die Farbe Grau stimmte schon, aber graues Licht?

Wo gab es das?

Fatima hatte die Teilzerstörung der Tür als kleinen Erfolg für sich verbucht, der ihr auch einen gewissen Mut gab. Was hatte es für einen Sinn, wenn sie auf der Liege hockenblieb? Sie wollte zur Tür gehen und nachschauen.

Nur wenige Schritte brauchte sie bis dorthin. Dann stand sie vor der Luke und blickte hindurch.

Leider war das Mädchen relativ klein, es mußte sich schon auf die Zehenspitzen stellen, um etwas sehen zu können.

Hinter der Tür lag ein Gang, aus dem das graue Licht gegen die Öffnung strömte. Fatima erkannte auch, weshalb das Licht diesen grauen Schimmer besaß. Der Gang schien in dieselbe Farbe getaucht zu sein. Fatima sprang einige Male hoch, um größere Ausschnitte des Gangs oder Flurs erkennen zu können. Auch beim Springen war nichts zu machen. Sie sah kaum mehr. Vor allen Dingen nichts, was ihr auch weitergeholfen hätte. Trotz offener Klappe innerhalb der Tür war und blieb sie eine Gefangene. Enttäuscht und kopfschüttelnd trat Fatima zurück, um wieder den Platz auf der Liege einzunehmen. Sie preßte die Hände gegen die Wangen. Allmählich verging der Zustand ihrer inneren Spannung, das alte Gefühl der Depression stellte sich wieder ein. Noch immer sah sie keine Chance, bis auf eine Kleinigkeit. Jemand hatte sie mit dem Wort Prinzessin angeredet. Fatima konnte sich nicht vorstellen, daß sich der Mann geirrt hatte. Wenn, dann hätte er das Wort bestimmt anders ausgesprochen.

Wieso Prinzessin?

Sie kam nicht mehr dazu, über diesen Begriff weiter nachzudenken, denn etwas lenkte sie ab. Musik!

Noch fern, dennoch hörbar. Es waren ungewöhnliche Klänge, die ihre Ohren erreichten. Sie setzten sich aus mehreren Instrumenten zusammen. Oboen, auch quälende und traurig klingende Flötenmelodien waren zu hören. Dazwischen aber, auch stets in regelmäßigen Abständen, klang der Schlag einer gewaltigen Pauke auf. Es mußte eine Kesselpauke sein. Wer sie bediente, war ein Meister seines Fachs. Er schlug das Instrument nicht mit harten Schlägen an, sondern streichelte es mehr, damit der Ton Zeit bekam, sich als Echo weit hörbar zu verteilen.

Die Paukenschläge irritierten und zogen sie gleichzeitig in ihren Bann. Sie waren ungewöhnlich, Fatima wartete stets darauf, den nächsten Schlag zu hören.

Nichts veränderte sich an der Melodie. Sie blieb gleichmäßig. Man konnte sich an sie gewöhnen.

Das Mädchen stand auf, um zur Tür zu gehen. Dabei überlegte sie, ob sie durch die Lücke paßte. Wenn sie sich sehr schmal machte, konnte es klappen.

Es sollte nicht zu einem Versuch kommen. Fatima hatte ihre Hände schon um den unteren Rand gekrallt, als sie trotz der Musik die Schritte hörte.

Diesmal waren es mehrere Personen, die den mit grauem Licht erfüllten Gang entlaggingen.

Fatima zog sich zurück. Zwischen Tür und Liege blieb sie stehen, wartete ab, starrte auf die Lücke und sah an der Wand dahinter die schattenhaften Bewegungen.

Vor der Tür blieben sie stehen.

Jemand schob einen Schlüssel in das Schloß oder einen Riegel zurück. So genau war es nicht zu hören.

Dann schwang die Tür nach innen.

Sehr langsam, damit Fatima auch Zeit bekam, alles zu sehen. Sie hatte natürlich an Flucht gedacht, doch das war vorbei, denn vier

Gestalten standen vor der Tür und warteten auf sie. Sie waren gleich gekleidet. Die roten Kutten reichten bis zu den Füßen. Die aus den Ausschnitten schauenden Hälse und Gesichter wirkten irgendwie gleich.

Eine etwas graue Haut, der gleiche, fanatische Blick ihrer Augen und auch eine gewisse Alterslosigkeit. In den Gesichtern zeigten sich auch keine Gefühle, aber jeder der vier Männer machte einen entschlossenen Eindruck.

Zwei traten vor. Sie gingen mit gemessenen Schritten, als hätten sie alle Zeit der Welt gepachtet. Überhaupt nicht aufgeregt, sehr ruhig und sich ihrer Sache sicher.

Fatima holte tief Luft. Auf einmal fiel ihr das Sprechen schwer. »Was wollen Sie von mir?« keuchte das Mädchen. »Geht doch weg! Ich habe euch nichts getan. Los...«

Sie ließen sich nicht beirren.

Obwohl es nichts brachte, zog sich Fatima zurück. Sie ging an ihrer Liege vorbei und spürte sehr bald schon die Wand im Rücken. Jetzt mußte sie stehenbleiben.

Gesehen hatte sie die Männer noch nie. Zudem war es im Verlies ziemlich dunkel, das einfließende Licht reichte nicht weit. Mit jedem Schritt nahmen die Kuttenträger an Unheimlichkeit zu. Dicht vor ihr stoppten sie. »Komm, Prinzessin!« flüsterte der rechte Mann. »Es ist soweit...«

Fatima achtete nicht auf die letzten Worte. Wieder hatte man sie als Prinzessin bezeichnet. »Nein!« sagte sie. »Ihr müßt mich verwechseln. Ich... ich bin keine Prinzessin, hört ihr? Ihr sucht bestimmt eine andere. Ich habe nie mit einer Prinzessin zu tun gehabt.«

»Doch, du bist die richtige!«

»Aber wieso?«

»Durch dich werden wir das Wissen der Welt erlangen. Durch dich

wird sich uns die Pyramide öffnen, denn du bist damals dabei gewesen. Du kennst den Weg.«

»Neiiiiinn!« schrie sie. »Ich kenne nichts, gar nichts!«

»Wir werden dich in die magische Zone legen, und dein Geist wird sich öffnen. Du wirst deine Gedanken auf uns übertragen, denn wir sind bereit, den Weg zu gehen. Wir haben dich endlich gefunden, die Zeit ist reif geworden, überreif sogar.«

Fatima begriff überhaupt nichts. Der Mann vor ihr redete in Rätseln.

»Wer seid ihr?« flüsterte sie.

»Die Psychonauten...«

»Ich kenne euch nicht.«

»Nur wenige kennen uns, und das ist auch gut so. Wir haben uns aber entschlossen, das zu tun, wofür wir lange gelebt haben. Wir werden endlich die Rätsel der Welt lösen können, und du, Fatima, bist das Bindeglied. Lange haben wir nach dir gesucht. Wir wußten, daß es dich gibt, aber wir hatten sehr große Mühe, dich zu finden. Jetzt haben wir dich gefunden, und nun ist auch für uns ein neues Zeitalter angebrochen, das kann ich dir versprechen, Prinzessin.«

»Hör auf, mich so anzusprechen!« fauchte sie. »Ich bin keine Prinzessin und auch nie eine gewesen.«

Die Männer ließen sich nicht beirren. Sie nickten sich zu, dann handelten sie.

Bevor sich Fatima wehren konnte, wurde sie gepackt. Nach der Erstarrung verwandelte sich das Mädchen in eine Wildkatze, aber auch diese ließen sich zähmen, wie die beiden Männer sehr bald bewiesen. Sie verdrehten Fatima die Arme, so daß ihr Widerstand erstickt wurde und sie den Körper nach vorn beugen mußte.

»Willst du nun mit uns gehen?«

»Ja!«

»Willst du gehorchen?«

Fatima dachte an die Schmerzen in ihren Gelenken und keuchte abermals die Zustimmung. »Dann geh vor!«

Es war für sie demütigend, wie die beiden Männer sie in Richtung Tür schoben, wo schon die anderen zwei warteten. Stumm gaben sie den Weg frei. Erst im Gang lockerten sich die harten Griffe. Fatima richtete sich auf. Die beiden Bewacherstanden dicht neben der Tür. Sie rochen nach einem Öl, mit dem sie sich die Haut eingerieben hatten.

Thymian und Salbei, vermischt mit einer scharfen Essenz. Aus der Tiefe des Ganges erschien noch jemand. Er war gekleidet wie ihre vier Bewacher, nur trug er etwas über dem Arm, das wie eine lange Gardine aussah.

Vordem Mädchen blieb erstehen.

»Zieh das über!«

»Was ist das?«

»Das Gewand der Reinheit, Prinzessin!«

Fatima wollte widersprechen, sah ein, daß es keinen Sinn hatte. Wenn die anderen sie als Prinzessin ansahen, sollten sie es ruhig. Sie streifte die Kutte über den Kopf. Bis zu den Füßen reichte der weiße Stoff, der zudem noch einen gewissen Glanz besaß, als wäre er mit silberfarbenen Pinselstrichen berührt worden.

»Geh jetzt vor, Prinzessin!« wurde ihr gesagt.

Sie lachte kurz auf. »Und wohin?«

»Vielleicht in die Ewigkeit oder den Mahlstrom der Zeiten, Prinzessin...«

Suko begriff nicht, weshalb ich wie erstarrt auf dem Fleck stand, denn er sah den Ring nicht.

Ich aber kannte ihn, und ich wußte auch, daß er zu einem tödlichen Mordinstrument werden konnte. Das hatte ich auf der Insel Samos erlebt, kurz bevor das geflügelte Pferd Pegasus erschien. Ein Mönch

namens Kostos hatte mir den Dorn, der auf dem Ring als Horn des Pegasus zu sehen war, in den Körper stoßen wollen. Als ich ihn jetzt wieder sah, rieselte es mir kalt den Rücken hinab. Die Warnung vor einer Gefahr.

Der Mann aber wollte mich wohl nicht verstehen. Irgendwo in seinem schattenhaften Gesicht verzog sich etwas. Wahrscheinlich sollte es ein Lächeln sein. »Monsieur, was ist los? Sie schauen mich an, als hätte ich etwas an mir.«

»Nein, das ist es nicht.«

»Was dann?«

»Der Ring, Monsieur, es ist der Ring!«

Funkelten unter der Krempe seine Augen? Ich wußte es nicht. Jedenfalls hatte auch Suko bemerkt, daß etwas nicht stimmte, denn er kam langsam auf mich zu, mischte sich aber nicht ein.

Der Fremde hob die Schultern. »Sie sind nicht der einzige Mensch, der ihn bewundert hat.«

»Ich glaube, ihn zu kennen...«

»Tatsächlich?«

»Ja. Wäre es vermessen, wenn ich Sie bitten würde, ihn einmal abzustreifen, damit ich ihn in der Hand halten und auch aus der Nähe betrachten kann?«

Ich sah ihn schmunzeln und hörte auch sein leises Lachen. »Nein, Monsieur, das können Sie nicht verlangen. Ich kenne Sie nicht. Sie sind für mich ein Fremder. Unmöglich, ich kann den Ring nicht abziehen.«

»Dann entschuldigen Sie bitte.«

»Sie können ihn jedoch aus der Nähe betrachten«, schlug er vor.

»Wollen Sie?«

»Gern!«

Leider blieb sein Gesicht noch im Schatten der Hutkrempe, aber ich rechnete mit einem Trick. Wenn der Ring die gleiche Funktion besaß

wie der, den ich kannte, dann mußte ich auf der Hut sein. Um ihn besser betrachten zu können, ballte der Mann seine Hand zur Faust. Er hielt sie halb hoch, ich mußte mich trotzdem bücken, um ihn besser ansehen zu können.

Ja, es war der gleiche Ring. Dieses mattgoldene Leuchten auf der leicht ovalen Oberfläche, darin eingraviert das weiße Pferd mit den beiden Flügeln und dem Horn an der Stirn. Der Pegasus... Der Daumen des Mannes lag unter den gekrümmten Fingern versteckt. Mir fiel auch auf, daß er den Ring an der rechten Hand trug. Ob es dafür einen besonderen Grund gab, wußte ich nicht, aber ich hatte mich nicht getäuscht, er war ein Feind.

Plötzlich ramnte er die Faust hoch. Gleichzeitig betätigte er einen Kontakt. Aus der Stirn des geflügelten Pferdes stach der Dorn in der Länge eines normalen Fingernagels hervor.

Ich wußte, daß er vergiftet war und zuckte gedankenschnell zurück, so daß mich der Dorn verfehlte.

Diesmal würde ich ihn packen, aber es kam wieder anders. Was ich hörte, nahm ich nicht einmal bewußt wahr. Hinter mir klangen Schritte auf, dann vernahm ich einen Schrei, sah Suko, wie er herumwirbelte, ein

»Mein Gott« ausstieß und sich fortschnellte.

Auf mich aber kam ein zweiter Hieb zu, der direkt auf meine Stirn gezielt war...

Claudia Demmi wußte genau, daß die Gefahr für sie und die beiden Männer nicht vorüber war. Dieser Spaziergänger, der auf sie wie eine Gestalt aus einem Horrorfilm wirkte, kam näher, unterhielt sich mit Sinclair, der sich für dessen ungewöhnlichen Ring interessierte. Auch der Chinese näherte sich den beiden, nur Claudia blieb zurück. Sie befanden sich auf der Uferstraße. Hinter dem Mädchen wuchs eine Böschung hoch. An ihrem Ende lief die Uferstraße entlang, und

dort huschten auch die Lichtschleier der Scheinwerferpaare über den grauen Asphalt. Bis über den Hang hinweg reichte ihr Licht nicht. Die Böschung lag im Dunkeln, zudem war sie an einigen Stellen mit sehr dichtem Strauchwerk bewachsen.

Auch ein Versteck...

Sinclair und der Ringträger sprachen miteinander. Claudia beobachtete sie. Das Mädchen stand da, als würde es frieren. Die Schultern hochgezogen, die Lippen bewegten sich zitternd, und manchmal schlugen auch die Zähne aufeinander.

Trotz der Unterhaltung hörte sie das Geräusch. Es war hinter ihr aufgeklungen. Ein Rascheln, als wäre jemand dabei, sich durch das Gebüsch zu wühlen.

Sie drehte sich um.

Im gleichen Moment hatte der oder das Unbekannte sein Ziel erreicht. Die letzten Zweige teilten sich vor Claudia — und heraus sprang ein Monstrum, das einen fürchterlichen Leichengeruch verströmte. Eine Mischung aus Mensch und Hund!

Claudia Demmi schrie, wie eine Sirene heult, und das hörte auch Suko. Auf der Stelle wirbelte er herum, gewarnt und aufgeschreckt durch den Schrei. Er wollte seinen Augen kaum trauen, als er die schreckliche Gestalt zu sehen bekam.

Auf dem Körper eines nach Verwesung riechenden Menschen saß der Kopf eines Hundes.

Ein widerlicher, häßlicher Schädel. Eine Mischung aus Boxerkopf und dem eines Rottweilers. Die Haut besaß die Farbe eines Löwen, das Gebiß war gefletscht. Zähne gehörten dazu, die auch zu einem Reißwolf gepaßt hätten.

Der Körper war, bis auf ein dünnes Lendentuch, nackt und sah aus wie eine kompakte Masse. Irgendwie fehlten bei ihm die Konturen. Suko hatte jedoch den Geruch wahrgenommen, und er wußte auch, wer so widerlich stank.

Ghouls!

Die schlimmsten unter den Dämonenarten. Wesen, die selbst von anderen verachtet werden. Sie bildeten eine Gruppe für sich, und sie ernährten sich von Toten.

Schon im Altertum waren sie erwähnt worden, auch in Ägypten!

Suko hatte das Aussehen dieses Monsters innerhalb einer Sekunde gespeichert. Genau in dem Augenblick, als die Gestalt sich abstieß und auf Claudia zusprang.

John Sinclair war mit dem Ringträger beschäftigt, der ihn ebenfalls angegriffen hatte. Die beiden mußten zusammengehören und hatten ihre Attacken gut getimt.

Auch Suko sprang.

Die Zeit, seinen Stab zu ziehen, hatte er nicht mehr, er mußte es wagen und hechtete schräg auf das Monstrum zu. Dessen Gesicht bestand fast nur noch aus Maul, in dem die beiden Zahnreihen aussahen wie stählerne Messer.

Er stieß Claudia noch zur Seite, so daß sie auf den Boden fiel, und riß dann seinen Arm in die Höhe.

Der hundeköpfige Ghoul hätte ihn sicherlich mit einem Biß zerknackt, doch Suko war es gelungen, den harten Ellbogen dorthin zu schlagen, wo sich so etwas wie ein Kinn befand.

Das Monstrum biß zwar zu. Nur wurde der Kopf in den Nacken gedrückt, die Zähne schlugen zusammen, und nichts mehr befand sich zwischen ihnen. Glitschige Arme wollten Suko umfassen.

Mit einem Kniestoß befreite er sich.

Der Ghoul kippte wieder zurück in das Gebüsch. Er knurrte böse. Seine Augen erinnerten an tückische, kalte Lichter. Mit den Händen stützte er sich ab. Sie sahen aus, als würden sie im nächsten Augenblick auseinanderfließen. Wo Ghouls standen, hinterließen sie zumeist feuchte, stinkende Lachen auf dem Boden, da sich ihre Körper in einer stetigen Umwandlung befanden.

Glücklicherweise hatte auch Claudia Demmi ihren ersten Schrecken überwunden. Mehr taumelnd als gehend entfernte sie sich vom Ort des Geschehens. Für Suko war es genau richtig, so konnte er sich um das Monstrum kümmern.

Es besaß Kraft. Mit Händen und Füßen hatte es sich abgestemmt und sprang auf Suko zu.

Der wich geschickt aus. In der Bewegung noch zog er die Dämonenpeitsche und schlug damit einen Kreis.

Als der hundeköpfige Ghoul ins Leere und auf den Boden sprang, hatte Suko seine Peitsche schlagbereit.

Der mutierte Ghoul kam wieder — und lief genau in den Hieb der Peitsche hinein.

Die drei aus Dämonenhaut bestehenden Riemen erwischten ihn. Einer quer über das Gesicht, die anderen beiden sahen aus, als wollten sie sich in den Körper sägen.

Sofort löste Suko die Riemen wieder, war aber bereit, noch einmal zuzuschlagen. Nicht mehr nötig.

Die Peitsche hatte wieder einmal bewiesen, welch eine Macht in ihr steckte.

Plötzlich explodierte das Wesen. Unter drei kalten, bläulichrot schimmernden Feuerstrahlen löste es sich auf. Es tanzte noch in dem Flammenring, geriet an den Rand der Uferbefestigung, trat über und verschwand als brennender Ball im See, wo es sofort unterging. Das Wasser schaffte es nicht, das Feuer zu löschen.

Unter der Oberfläche glomm das Wesen noch weiter, bis nichts mehr von ihm übrig war.

Darum kümmerte sich Suko nicht. Er wollte sehen, ob es John Sinclair geschafft hatte...

Die Faust kam.

Unheimlich schnell, dabei wuchtig, und dahinter sah ich das halbe Gesicht, in dessen Unterteil sich Lippen zu einem satanischen

Grinsen verzogen hatten.

Ich ließ mich so schnell fallen, als hätte man mir die Beine abgeschnitten.

Die Faust und auch der Ring rasierten über meinen Kopf hinweg. Den Luftzug bekam ich noch mit, wurde aber von der verdammten Nadel nicht getroffen.

Ich aber traf besser.

Meinen Kopf rammte ich in den Magen des Siegelringträgers, duckte mich dabei und nutzte für meine Aktion seinen eigenen Schwung aus, indem ich ihn über meinen Körper hinwegkatapultierte. Ich hörte, wie er aufprallte und auch stöhnte.

Dann fuhr ich herum.

Aus dem Augenwinkel nahm ich wahr, daß sich Suko mit einem Monstrum herumschlug. Darum konnte ich mich nicht kümmern, denn der Ringträger wollte es wissen.

Er hatte bei seiner Aktion den Hut verloren. Nur wenige Haare wuchsen auf dem Kopf. Sie wirbelten wie dünne Spinnweben, wenn er den Schädel zu heftig bewegte.

Noch immer versuchte er es mit dem Ring, wohl die einzige Waffe, die er bei sich trug.

Sein rechter Arm zuckte bei zwei Finten vor. Ich fiel nicht darauf herein, wartete ziemlich cool ab.

Anschießen wollte ich ihn nicht. Dieser Mann mußte uns noch einiges erzählen.

Er schlich näher.

Da flammte schräg hinter mir ein Feuer auf. Ich sah nur die Restschatten, aber der Ringträger wurde abgelenkt und gleichzeitig wohl etwas geblendet.

Wie der Blitz war ich bei ihm.

Diesmal kam ich mit der Faust durch. Ein Bombentreffer, der sein Kinn erwischte. Er verschwand so schnell aus meinem Blickfeld, als

hätte ihn jemand ausradiert. Auf dem Rücken liegend und vor meinen Füßen sah ich ihn wieder.

Ich schaute über die Schulter zurück. Das Feuer war verloschen, von diesem Monstrum sah ich auch nichts mehr, dafür winkte mir Suko beruhigend zu.

Ich kümmerte mich zunächst um den Bewußtlosen. Er hatte einen der Treffer mitbekommen, die man als Glücksfall ansehen konnte. Mein Interesse galt der rechten Hand. Ich wollte unbedingt den Ring haben. Es war nicht einfach, ihn vom Finger zu ziehen. Falten hinderten mich daran, ich mußte ihn ein paarmal drehen und mich dabei auch vorsehen, nicht durch meine eigene Dummheit von dem Stachel erwischt zu werden. Es klappte alles. Ich fand auch den Mechanismus unter dem Ring, der den Stachel wieder in seine ursprüngliche Lage zurückbeförderte. Rasch klopfte ich den Mann nach weiteren Waffen ab, fand aber keine.

»He, was ist da unten los?« rief eine Männerstimme vom Ende der Böschung. »Da hat es doch gebrannt!«

Wir schauten hoch. Die Gestalt des Mannes zeichnete sich im Scheinwerferlicht seines mit laufendem Motor geparkten Wagens ab.

»Nein!« rief ich hoch. »Wir haben kein Feuer gesehen. Oder riechen Sie etwas?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dann haben Sie sich geirrt, Monsieur!«

»Das ist kaum möglich. Ich habe genau gesehen, daß es hier unten brannte.«

»Wirklich nicht!«

»Na gut. Ich fahre.«

»Tun Sie das.«

Gut, daß der Knabe nicht weiter herumschnüffelte.

Suko wollte etwas sagen, Claudia kam ihm zuvor. »Gütiger Himmel!« flüsterte sie, als sie sich an mich lehnte. »Ich wußte, daß

ich unter Beobachtung stehe. Die... die haben alles im Griff.«

»Wohl kaum«, erwiderte ich und deutete auf den Bewußtlosen.

»Das ist nur einer.«

»Es können mehrere werden.«

Suko fragte mich. »Alles klar?«

»Sicher. Ich habe auch den Ring.«

»Und ich habe das Monstrum zerstört.«

»Was war das überhaupt?« wollte Claudia wissen. »Bitte, ich habe mich fürchterlich erschreckt.«

»Es war ein hundeköpfiger Ghoul«, erklärte Suko.

Claudia trat einen Schritt zurück und faßte sich ans Kinn. »Ein... ein was, bitte?«

»Erkläre du es ihr, John. Ich achte auf unseren Freund.«

»Ghouls sind Dämonen«, sagte ich. »Sie entstammen einer uralten Mythologie und sind bereits in den Totenschriften und Totenbüchern der Ägypter erwähnt worden. Sie sind oft nur eine schleimige Masse, und sie ernähren sich von Toten.«

Claudia verzog ihr Gesicht voller Ekel. »Von Leichen?« hauchte sie kaum verständlich.

»Leider.«

»Und die besitzen die Körper von Menschen und Köpfe von Hunden?«

»Nein, normalerweise nicht. Die Ghouls an sich haben eine menschliche Gestalt. Wenigstens in den Umrissen. Hier haben wir es mit einer Ghoul-Mutation zu tun gehabt, mit einem Irrläufer der dämonischen Schöpfung. Mein Freund und ich kennen uns aus, wir sind darauf spezialisiert, aber so etwas ist uns auch noch nicht vorgekommen. Ich kann Ihnen nicht sagen, woher sie stammen, das werden wir wahrscheinlich noch herausbekommen. Nur sollten Sie sich da raushalten.«

Claudia lachte auf. »Was meinen Sie, was ich tue?«

»Wir werden Sie später wieder zurückbringen.«

»Nein, den Weg finde ich allein. Ich möchte nur wissen, wo sie Fatima versteckt halten.«

»Das würde auch uns interessieren.«

»Vielleicht weiß er etwas«, sagte Suko, der den Bewußtlosen anhievte und mit dem Rücken gegen das schräge Gebüsch der Böschung lehnte.

»Er kommt allmählich wieder zu sich. Willst du dich um ihn kümmern, John?«

»Gern.« Suko schlug dem Ringträger noch einige Male ins Gesicht, trat zur Seite und ließ mich an ihn heran.

Ich hatte inzwischen den Ring hervorgeholt und mich dem Mann entgegengebückt. Noch war er nicht klar, seine Augenlider flatterten, und er bewegte zuckend seine Lippen.

»Wir können ihn auch ins Wasser tauchen«, schlug Suko vor, dem alles zu lange dauerte.

»Das brauchen wir nicht. Er ist schon fast wieder der alte.«

Tatsächlich hatte der Mann die Augen geöffnet. Er schaute mich an und wußte zunächst nicht, wo er mich hinstecken sollte, das war seinem Blick anzumerken.

»Kennen Sie mich noch?«

Wahrscheinlich war es meine Stimme gewesen, die ihm wieder die Erinnerung zurückgab. So etwas wie ein böser Fluch drang aus seinem Mund. Dann hob er einen Arm und ballte die rechte Hand zur Faust, den Blick auf die Finger gerichtet.

»Suchen Sie den?« fragte ich und zeigte ihm den Ring.

»Gib ihn her!«

Das tat ich nicht. Statt dessen drückte ich auf den Mechanismus. Sofort sprang die Nadel hervor, und der Mann zuckte vor Angst zusammen, weil er auch mit ansehen mußte, wie ich die Nadel nahe an sein Gesicht heranbrachte.

Die Spitze zielte auf die Stirn, und meine Frage war ebenfalls gezielt gestellt. »Wer bist du?«

»Laß mich frei!« keuchte er.

»Nein!«

»Ihr werdet es bereuen. Wir sind stärker. Wir werden das Wissen der Zeiten erreichen und...«

»Ihr seid die Psychonauten?«

An seiner Reaktion erkannte ich, daß ich ins Schwarze getroffen hatte.

»Ja, ja, wir sind die Psychonauten und bald die Mächtigen der Erde. Schon Lovecraft bezeichnete sich selbst als Psychonaut, aber er sah nur die dunkle Seite des Mondes, wie er die andere Hälfte der Seele nannte. Wir aber werden mehr wissen, denn wir haben nicht die Probleme, die er besaß. Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns. Das sollte dir Warnung genug sein.«

»Ist es aber nicht«, sagte ich. »Zudem kann ich mir nicht vorstellen, daß Sie zu den Psychonauten gehören. Ich habe schon einmal mit ihnen Kontakt gehabt und sie dabei von einer anderen Seite kennengelernt, von einer sehr weisen nämlich. Diejenigen, die den Ring des Pegasus trugen, wurden von den echten Psychonauten nicht akzeptiert. Sie wollten nichts Böses oder die dunkle Seite des Mondes kennenlernen. Sie suchten nach dem verschollenen dritten Auge des Menschen. Wenn er es tatsächlich einmal besessen haben sollte und es nun wiedergefunden wird, dann müssen es Menschen sein, die sich für das Gute einsetzen. Die Zeit war noch nicht reif, die Zeit ist noch nicht reif. Sie nennen sich zu Unrecht einen Psychonauten. Sie wollten töten, nicht weise werden oder erhalten.«

Er lachte leise, völlig unbeeindruckt von meinen Worten. »Wir sind stark, sehr stark, und wir stehen dicht vor unserem eigentlichen Ziel, das können Sie mir glauben. Wir werden das Wissen der Welt bald haben. Wenn alles so eintrifft, wird die letzte Tür vor den

Geheimnissen auch noch gelüftet.«

»Was soll eintreten?«

»Das Wissen.«

»Drücken Sie sich genauer aus.«

»Es steht geschrieben, daß ein Mädchen uns das Wissen vermitteln wird, das nötig ist.«

Ich schaltete schnell. »Meinen Sie Fatima damit?«

»Ja, wir haben sie geholt.«

»Danke für die Auskunft, womit wir auch beim Thema wären. Wo finde ich Fatima?«

»Sie ist bei uns.«

»Da Sie nicht hergefliegen sind, nehme ich an, daß sie sich in der Schweiz befindet und sogar nahe bei uns.«

Er gab mir keine akustische Antwort, das Zucken der Augenlider aber verriet mir, daß ich ins Schwarze getroffen hatte.

»Dann werden wir sie holen.«

Er lachte. »Ihr werdet in den Tod gehen, zudem wißt Ihr nicht, wo Ihr sie finden könnt.«

Mein Grinsen fiel schief aus. »Ich kenne jemand, der es mir sagen wird, mein Freund.«

Er hatte meinen Blick richtig gedeutet. »Meinen Sie mich etwa damit?«

»Genau!«

»Nie werde ich reden — niemals!«

Daß er so reagieren würde, das hatte ich mir gedacht. Auch ich war nicht trumpflos, bewegte die Rechte und hielt die Nadelspitze noch näher an das Gesicht des Mannes. »Sie wissen, daß die Nadel vergiftet ist. Es wird auch bei Ihnen wirken.«

»Ich fürchte mich nicht!«

»Das sehe ich anders, mein Lieber. Wenn die Nadel Sie nur ritzte und das Gift in Ihre Blutbahn gerät, ist alles zu spät. Noch kannst du

dich herauswinden, mein Lieber.«

»Hör auf damit!«

»Nein, ich mache weiter. Für dich sind wir so gut wie tot. Was spielt es dann für eine Rolle, wenn du uns sagst, wo wir Fatima finden können? Überlege.«

Er schaute mich an. Seine Augen waren dunkel wie Waldseen. Gern hätte ich gewußt, was in seinem Hirn vorging, doch diesmal hatte er sich in der Gewalt.

»Nun?«

»Ja«, sagte er sehr leise. »Ich habe mich entschieden.« Er schielte auf die Nadel.

Die Distanz zwischen seiner Stirn und der Spitze war kaum eine Fingerlänge groß.

Wegschlagen würde er sie kaum können.

Das wollte er auch nicht. Der mir namentlich unbekannte Psychonaut hatte sich für die andere Alternative entschieden. Plötzlich riß er seinen Kopf hoch. So schnell konnte ich den Ring nicht zur Seite drücken. Zudem war seine Attacke zu überraschend erfolgt.

Die Nadel traf ihn nicht in der Stirnmitte, sie erwischte ihn, weil ich sie doch noch bewegt hatte, seitlich, dicht über der linken Augenbraue. Sofort drang sie ein.

Ich riß die Spitze wieder zurück. Dabei hörte ich sein rauhes Lachen und die nachfolgenden Worte. »Wir Psychonauten sind stärker. Wir fürchten uns nicht vor dem Ende. Ich werde Welten sehen und...«

Sein Gesicht nahm in der folgenden Sekunde einen furchtbaren Ausdruck an. Schmerzverzerrt war es. Der Mann bäumte sich noch einmal auf, dann fiel er wieder zusammen. Er war tot.

Stöhnend atmete ich durch und erhob mich mit müden Bewegungen. Als ich den Kopf schüttelte, trat Suko zu mir. »Du darfst dir keinen

Vorwurf machen, John, das wäre jedem passiert.«

»Ja, vielleicht. Aber er wußte, wo wir Fatima finden konnten. Verdammt noch mal, jetzt ist die Spur abgerissen.«

»In der Nähe, John.«

Ich hob die Schultern. »Das ist ein dehnbarer Begriff. Außerdem scheinen sie vor einer wichtigen Entscheidung zu stehen. Sie hätten ihn sonst nicht losgeschickt, um uns aufzuhalten. Wenn wir in den nächsten Stunden nicht erfolgreich sind, kann es sein, daß alles zu spät ist.«

Mittlerweile war auch Claudia wieder zu uns gekommen. Sie fröstelte, als sie den Toten sah, schaute zur Seite, weil sie das erstarrte und verzerrte Gesicht nicht ansehen wollte. »Wollen Sie den Toten hier liegenlassen?«

»Nein, wir werden ihn im Gebüsch verstecken.«

»Wenn man ihn findet?«

»Das werden wir später klären. Keine Sorge, Claudia, Sie bekommen keinen Ärger mit der Polizei.«

Sie hob die Schultern. Suko fiel auf, daß sie sehr nachdenklich geworden war.

»Was ist mit Ihnen? Woran denken Sie?«

»Ich weiß nicht so recht, aber ich habe da einige Dinge zwischen Ihnen beiden gehört, die ich nicht begreife. Noch nicht.«

»Geht es um die Ziele der Psychonauten?«

»Auch, aber wichtiger ist doch Fatima.«

»Das stimmt.«

Sie drückte zwei Fingerspitzen gegen ihre Stirn und machte einen geistesabwesenden Eindruck. »Vielleicht irre ich mich auch, und Sie lachen mich aus...«

»Reden Sie nur!« ermunterte Suko sie.

»Hat dieser Mann nicht davon gesprochen, daß sich Fatima in der Nähe aufhalten soll?«

»Das ist richtig. Wissen Sie mehr, Claudia?«

Die Schülerin verzog den Mund und schaute über das Wasser. »Ich weiß nicht, ob ich mehr weiß, aber es ist durchaus möglich, daß es damit zusammenhängt.«

»Was denn?«

»Fatima hat davon gesprochen, wenn wir manchmal am Fenster standen und von dort oben auf den See hinausschauten. Da hat sie gesagt, daß es da einen Flecken gibt, der ihr Furcht einflößt, obwohl sie ihn noch nie zuvor besucht hat.«

»Sie sprechen von einer Insel?«

»Das müßte sie damit gemeint haben.«

Suko schaute mich an. »Verflixt, John, das wäre doch die Lösung — oder nicht?«

Claudia mischte sich ein. »Bitte, versteifen Sie sich jetzt nicht darauf. Es war nur mehr ein flüchtiger Gedanke, der plötzlich über mich kam. Das ist alles.«

»Er kann aber lebenswichtig sein«, sagte ich. »Wo können wir die Insel finden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Gibt es überhaupt Inseln im Lac Lemán?«

»Ja. Die meisten sogar in Ufernähe. Damit meine ich Entfernungen von bis zu fünf, sechs Kilometern. Schwimmend kann man sie nicht zurücklegen.«

»Wie viele Inseln kämen in Frage?«

»Vier, eventuell fünf an dieser Seite. Ich glaube nicht, daß man auch an der französischen Seite suchen müßte.«

»Dazu brauchen wir ein Boot«, sagte Suko.

»Ich kenne einen Verleiher.«

»Okay, Claudia. Nur wird der geschlossen haben.«

»Wenn Sie zahlen...«

»Und ob«, sagte ich. »Außerdem muß auch der Psychonaut mit

einem Boot gekommen sein, falls er auf der Insel war.«

Suko hatte die Aufgabe übernommen, den Toten so in die Büsche an der Böschung zu legen, daß er so schnell nicht entdeckt werden konnte.

»Die Polizei benachrichtigen wir später.«

Ich war heilfroh, eine Ortskundige bei uns zu wissen. »Und wo befindet sich der Verleiher.«

»Wir müssen noch etwas gehen.«

»Wie sieht es mit fahren aus?«

»Das wäre noch besser.«

»Los, hoch!« Ich machte den Anfang und lief dort die Böschung hinauf, wo sie durch eine Treppe unterbrochen war. Allmählich bekam ich wieder Hoffnung...

Mit seinen schwieligen Fingern fächerte der etwas grobschlächtig wirkende Bootsverleiher die Franken-Scheine auseinander. Zweihundert hatte er uns abgenommen.

Er sagte selbst, daß es nicht billig war, aber das Boot war es auch wert. Ein schneller Flitzer, rot-weiß gestrichen, sehr flach und neu aussehend. Wir ließen uns von Pierre, so hieß der Mann, die Funktion des Bootes erklären.

»Sie hätten es ja nicht bekommen«, sagte er, als er wieder auf den Steg kletterte, »wenn Claudia nicht gebürgt hätte.«

Er lächelte sie an, was seinem breiten Gesicht einen sympathischen Ausdruck gab. Dann fragte er sie: »Kannst du den beiden auch vertrauen?«

»Sie sind Freunde der Familie.«

»Das ist gut. Außerdem weiß ich, daß ihr unterwegs seid.« Er zündete endlich den Glimmstengel an, der in seinem linken Mundwinkel hing.

»Wo soll die Fahrt denn hingehen?«

»Wir wollten uns den See anschauen«, sagte ich.

»Und die Inseln!« fügte Claudia hinzu.

»Warum?«

Ich suchte nicht nach einer Notlüge, sondern wich mit meiner Frage vom Thema ab. »Gibt es in Ufernähe eine Insel, die groß genug ist, um Menschen darauf wohnen zu lassen?«

»Klar, so eine existiert.«

»Und wo, bitte?«

»Nun ja, Sie brauchen nur in Richtung Süden zu fahren. Aber immer den Kurs halten, dann erreichen Sie die Insel von allein.«

»Wer lebt denn dort?«

»Komische Typen.«

»Wie komisch?«

»Nur Männer. Sie sehen irgendwie aus, als gehörten sie zu einer Sekte. Ich habe sie ein paarmal gesehen, auch als ich mit dem Boot draußen war. Aber wir sind ein freies Land, wo jeder tun und machen kann, was er will. Die Religionsfreiheit hat bei uns Tradition, wenn ich mal von Zwingli und Calvin ausgehe...«

»Calvinisten sind es aber nicht«, sagte ich mehr fragend.

»Nein, nein, die wollen wohl auch nicht, daß sie jemand besucht. Verstehen Sie? Ich würde an Ihrer Stelle vorbeifahren. Oder gehören Sie auch dazu?«

»Nicht direkt«, wich ich aus.

»Pierre, kommst du?« Eine Frauenstimme rief den Verleiher. »Das Essen ist fertig.«

»Ja, ich bin gleich da.«

Zum Glück ließ er uns sofort allein. Den Schlüssel hatten wir bereits. Winkend lief er davon.

»Das war knapp«, meinte Suko grinsend. »Der hätte uns noch Löcher in den Bauch gefragt.«

»Nicht zu Unrecht, wie ich meine. Ich hätte an seiner Stelle auch

nicht anders reagiert.« Mit der rechten Hand klopfte ich auf Claudias Schulter.

»Gut, daß wir dich haben.« Wegen des Bootsverleihers hatten wir verabredet, uns zu duzen.

»Sonst wäre es schwer geworden.«

»Dann kannst du nach Hause fahren oder gehen. Was jetzt kommt, ist nichts für dich.«

Sie hob die Schultern und überlegte. »Aber was ist mit Fatima?«

»Die finden wir auch allein und bringen sie sicher zurück.«

Claudia Demmi atmete tief durch. »Ich hoffe es!« flüsterte sie zum Abschied und schaute zu, wie wir in das Boot stiegen. Ich löste die Leine, als Suko den Motor anließ.

Schon seinem Sound war anzuhören, daß Kraft in ihm steckte. Mit weiß schäumender Bugwelle verließen wir die Nähe des Stegs. Ich schaute mich noch einmal um. Von Claudia Demmi war nichts mehr zu sehen. Der Mantel der Finsternis hielt ihre Gestalt verborgen. Unser Kurs zeigte nach Süden.

Nicht der Sonne entgegen, eher dem Grauen...

Die Musik war geblieben.

Fatima empfand sie nicht mehr als unangenehm, sie hatte sich daran gewöhnt, wie an einen Begleiter. Zudem sorgte sie durch ihre eintönige Melodie dafür, daß die Konzentration bei Fatima nachließ und auch ihr Wille unterdrückt wurde.

Nur die Melodie interessierte sie und die immer wieder auffallenden Paukenschläge.

Die vier roten Kuttenträger hatten sie in die Mitte genommen. Zwei gingen vor ihr, die beiden anderen hinter ihr.

Wo das Ziel lag, wußte sie nicht, noch bewegten sie sich durch einen kahlen Gang.

Er hatte nichts Unheimliches an sich, das den Kuttenträgern

entgegengekommen wäre. Graue Wände, die einen Teil des Lichts aufsaugten und dem Rest eine so schmutzige Farbe gaben. Auf dem Boden lag kein Staub. Alles wirkte schon klinisch rein. Fatima konnte wegen ihrer geringen Größe nicht über die Schultern der vor ihr gehenden Kuttenträger hinwegsehen. Sie fand auch kaum eine Lücke, durch die sie sah, und sie wußte deshalb nichts von dem neuen Ziel. Statt dessen beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Begriff Prinzessin. Da sie ständig so angesprochen worden war, glaubte sie schon fast selbst daran, eine Prinzessin zu sein.

Aber das konnte nicht stimmen. Ihre Eltern hatten zwar zu den begüterten Bewohnern des Landes gehört, aber adelig waren sie deshalb noch lange nicht gewesen.

Wieso Prinzessin?

Ihre Gedanken stockten, als die beiden Kutten träger vor ihr plötzlich stehenblieben. Auch Fatima ging nicht weiter und hatte den Eindruck bekommen, daß sich in dieser Gegend das Licht veränderte. Überhaupt war die Stimmung eine andere geworden. Irgendwie feierlicher. Wie vor einem großen Ereignis.

Schon sehr bald schwand bei Fatima das Gefühl. Dieses große Ereignis, an das sie vorhin gedacht hatte, hing unmittelbar mit ihr zusammen. Sie war der Mittelpunkt, man wollte etwas von ihr, man setzte sie als Wegbereiterin ein.

Die beiden vorderen Kuttenträger traten zur Seite, so daß Fatima jetzt nach vorn schauen konnte.

Sie sah, schloß die Augen, da sie es kaum glauben wollte, schaute wieder hin, aber das Bild blieb.

Eine Tür oder ein Tor, das das Ende des Ganges markierte, war weit geöffnet worden. Fatimas Blick fiel in einen hallenartigen Raum, der sich nicht nur nach oben hin verengte, sondern dabei noch spitz zulief. Wie bei einer Pyramide.

Es war eine Pyramide!

Sie hielt den Atem an. Als Ägypterin wußte sie, daß die Pyramiden die Gräber der Pharaonen gewesen waren. Gewaltige Steinbauten, in denen die Verstorbenen zur letzten Ruhe gebettet worden waren. Sollte auch ihr das Schicksal widerfahren? Hatte man für sie dieses Grab ausgesucht?

»Nein!« flüsterte sie. »Ich will nicht...« Sie ging zurück, aber da waren Hände, die sie hielten und ziemlich hart gegen ihren Rücken drückten.

»Du mußt hinein...«

Die Hände schoben das Mädchen vor. Fatima ging mit zögernden Schritten. Ihr Sichtfeld verbesserte sich von Sekunde zu Sekunde. Sie konnte fast den gesamten Pyramidenboden überblicken und auch die Kuttenträger, die einen Halbkreis gebildet hatten. Das Licht in dem Bauwerk hatte ebenfalls eine graue Farbe, und die Musik, jetzt leiser geworden, erinnerte sie an Sphärenklänge. Welch eine Atmosphäre!

Feierlich und bedrückend. Eine Stimmung wie vor langer, langer Zeit, als Ägypten in der Hochblüte stand.

Die Gesichter der Kuttenträger blieben ausdruckslos. Vielleicht lag es auch am Licht, daß keine Konturen hervortreten konnten. Fatima fürchtete sich davor, die Pyramide zu betreten. Es war der Raum, der für sie zum Grab werden sollte, das spürte sie, aber man ließ ihr keine Wahl.

Wieder drückten die Hände gegen ihren Rücken. Mit weichen Knien schritt das Mädchen in die Pyramide hinein.

Sofort steigerte sich die Musik. Gleichzeitig begann der Gesang. Die Psychonauten schauten sie an, als würde eine Göttin vor ihnen erscheinen. Fatima hatte das Gefühl, hier völlig falsch zu sein. Verlegen strich sie mit den Handflächen über die dünne Seide ihres Umhangs. Die Mundwinkel zuckten, sie zwinkerte mit den Augen und schielte danach in die Höhe, wo die grauen Mauern von drei Seiten zu einer Spitze zusammenliefen. Erst jetzt, wo auch sie in der

Pyramide stand, erkannte sie vor dem Halbkreis der Psychonauten ein Zeichen auf dem grauen Boden. Es war ebenfalls ein Dreieck, leicht farbig angehaucht, zwischen türkis und grün schimmernd.

Über die Bedeutung wußte sie nicht Bescheid. Raten brachte nichts. Sie mußte abwarten.

Der Gesang verlor sich schließlich in der Weite der Pyramide. Nur noch die Musik war zu hören. Ein ferner Melodienreigen, wie aus einer anderen Welt stammend und dabei Raum und Zeit überwindend. Auch die Musik verstummte.

Stille trat ein!

Drei Gestalten lösten sich aus dem Halbkreis und gingen dorthin, wo sich die Umrisse des Dreiecks abzeichneten. Sie stellten sich jeweils an den bestimmten Ecken auf, hoben die Arme, legten über den Köpfen die Handflächen zusammen und neigten sich dann einander zu. Noch während ihrer Bewegung begannen sie damit, Gebete oder Beschwörungsformeln zu sprechen. Fatima konnte es nicht unterscheiden, weil die Worte zu murmelnd über die Lippen drangen. Doch sie hatten ihre Bedeutung. Urplötzlich nahm die Farbe der Striche auf dem Boden an Dichte zu. Sie leuchteten sehr stark, begannen zu wandern, obwohl sie ihre eigene Lage nicht veränderten, aber sie krochen hinein in die Körper der drei Psychonauten. Fatima hatte Mühe, an sich zu halten und keinen Schrei auszustoßen. Mit eigenen Augen mußte sie zusehen, wie sich die Körper auflösten. Eine starke Säure hätte keinen größeren Erfolg erzielen können. Die drei Menschen waren nicht mehr zu sehen, dafür stand ein hochkant gestelltes Dreieck vor ihr.

Ein Symbol - gebildet aus Licht, Magie und aus Menschen!

Fatima konnte es nicht fassen. Aber es erinnerte sie wieder an die Geschichte ihres Volkes.

Auf Pyramiden und Obelisksen hatte man es gefunden. Bis zum heutigen Tage war sein magischer Einfluß geblieben.

Es stand vor ihr wie eine Verlockung. Sie ahnte, daß es für sie eine sehr große Bedeutung haben würde. Sollte sie hineingehen?

Groß genug war es, aber sie traute sich nicht, bis sie die wispernden Stimmen hörte.

»Es gehört dir, Prinzessin. Du mußt es betreten, um endlich zu erkennen.«

»Was soll ich denn erkennen?«

»Dein Leben, Prinzessin.«

»Ich lebe jetzt und hier. Ich habe es bereits erkannt.«

»Nein, das hast du nicht. Du weißt kaum etwas, eigentlich nichts. Aber du wirst es erfahren, wenn du in das Dreieck hineingetreten bist. Erst dann können sich deine Gedanken öffnen, dann durchreisen sie Raum und Zeit, dann wirst du sehen, was damals geschah. Du wirst erleuchtet werden und uns die Mitteilungen und Botschaften mit auf dem Weg zum wahren Wissen geben können.«

»Das kann ich nicht begreifen.« Sie schüttelte den Kopf. »Von welchen Botschaften spricht ihr?«

»Geh hinein...« Ein leises, nicht unangenehmes Lachen folgte. »Und lerne, dich selbst zu erkennen.« Noch ein Wort fügte er leise hinzu.

»Prinzessin...«

Fatima wußte, daß ihr nichts anderes übrigblieb. Sie mußte über den eigenen Schatten springen.

Deshalb ging sie vor.

Der Weg war glatt. Nichts hätte sie behindern können. Dennoch hatte sie das Gefühl, über Stolperfallen zu laufen. Sie hob die Beine höher an, als es normal gewesen wäre. Staksig wirkte sie. Ihr sowieso schon blasses Gesicht verlor noch mehr an Farbe.

Das Dreieck wuchs vor ihr hoch. Jetzt, wo es zum Greifen nahe war, erkannte sie, wie mächtig es tatsächlich in seinen Ausmaßen war. Es faszinierte sie auch, denn von dieser Figur ging etwas aus,

das sie nicht beschreiben konnte.

Es berührte ihren Körper wie eine Aura, ein leichter Mantel, der über die Haut und das Gesicht hinwegstreifte.

Es war wunderbar, ein Gefühl, das sie nie erlebt hatte. Noch stand sie vor der Figur, aber sie konnte nicht anders und mußte einfach die Arme ausbreiten.

Fliegen, dachte sie. Jetzt hineinfliegen und einfach wegtauchen. Doch so einfach war es nicht.

Noch zwei Schritte trennten sie...

Dann noch einer.

Plötzlich stand sie im Dreieck.

Eine Erscheinung, eine überirdisch wirkende Gestalt, lichtumwoben, denn es floß aus den Innenseiten gegen sie. Gleichzeitig verlosch die Beleuchtung innerhalb der Pyramide, so daß nur mehr das Dreieck und sie hervorstachen.

Noch war der Vorgang nicht beendet. Das aus den Innenseiten fließende Licht nahm eine bestimmte Form an.

Oval und an den Seiten leicht in die Länge gezogen. Die Form eines Auges. Erst jetzt war das Dreieck zu einer symbolhaften magischen Figur geworden.

Zum Allsehenden Auge!

Das Zeichen der alten Ägypter. Das Auge der Vorsehung, aber vor allen Dingen die symbolhafte Darstellung des Gottes Osiris. Fatima erlebte eine nie gekannte Freude. Sie kam sich vor wie ein Himmelswesen, ein Engel, der Zeit und Raum überwinden konnte, ohne daß ihm etwas geschah.

Sie schaute nach vorn, wo die Kuttenträger standen, sah sie aber nicht mehr, weil sie das Licht wie eine weiße Strahlen wölke umgab. Auch ihre Seele war aufgewühlt worden. Stimmen erklangen. Fatima erinnerte sich daran, die Stimmen schon einmal gehört zu haben. Als sie auf der Liege gelegen und in die Finsternis gestarrt hatte. Da

warder Kontakt zum erstenmal geboren.

Jetzt hatte ihn eine unheimliche Macht wiederhergestellt. Etwas Einmaliges war geschehen, und sie holte tief Luft. Die Lungen füllten sich mit einer Reinheit, die auch den letzten Schleier aus ihrem Kopf vertrieb. Wie hatte man ihr gesagt?

Du wirst sehen können.

Und sie sah.

Mit offenen Augen und ausgebreiteten Armen stand Fatima in dem Dreieck. Ihr Blick durchstreifte eine Finsternis, in der sich die physikalischen Gesetze verloren, und sie hörte sehr weit entfernt eine helle Stimme, die alle anderen übertönte.

»Hallo, Fatima...«

Jetzt mußte sie antworten. Sie tat es auch. »Ja, wer bist du?«

»Ich bin du, Fatima...«

Das Boot war wirklich klasse. Sehr flach und nur mit wenig Tiefgang, schob es sich förmlich über die glatte und manchmal auch wellige Wasserfläche des Lac Léman.

Wir hatten abgemacht, daß Suko am Ruder blieb. Ich suchte derweil die dunkle Wasserfläche ab, doch ohne Nachtklas war nicht viel zu erkennen. Erst recht keine Insel. Ich kam mir vorwie in einem gewaltigen Tunnel.

Suko hatte seinen Spaß, als er den Flitzer über die Wasserfläche scheuchen konnte. Er brauchte nicht zu stehen, hinter der Scheibe hockte er im bequemen Sitz, der trotz allem eine hervorragende Sicht versprach.

Ich stand, schaute hin und wieder auf den Kompaß und sah, daß die Nase noch immer nach Süden zeigte.

Vom Ufer sahen wir nur noch die Lichter. Sie bildeten eine unregelmäßige Kette. Im Osten lag die Stadt Lausanne. Dort ballte sich das Meer aus Licht zusammen. Es sah aus, als würde es langsam

aus dem dunklen See steigen.

Trotz dieser eindrucksvollen Bilder ließ ich mich nicht ablenken. Ich sah auch das Ausflugsboot weiter vorn. Es war hell erleuchtet. Bunte Girlandenlichter bewegten sich zitternd im Wind. Hin und wieder drangen Musikfetzen an unsere Ohren.

Das französische Ufer erkannten wir nicht. Es lag einfach zu weit entfernt. Auch helle Inseln konnten wir dort nicht entdecken. Die Zeit verging schnell. Suko hatte auch auf den Kilometeranzeiger geachtet. Vier Meilen lagen bereits hinter uns. Von der Insel sahen wir leider nichts.

»Kann sich dieser Pierre auch vertan haben?« fragte Suko.

»Das glaube ich nicht. Er ist ein Profi und sollte den See eigentlich kennen.«

»Ja, sollte.«

Mein Preund senkte das Tempo. Mit nicht einmal halber Kraft glitten wir durch das nachtschwarze Wasser. Hin und wieder zerschnitt auch der Bug eine Welle. Dann spritzte Gischt hoch und legte sich wie Rasierschaum auf die Scheibe. Wischer putzten das Zeug wieder weg. Wenn sich die Psychonauten tatsächlich so abweisend verhalten hatten, konnte ich mir kaum vorstellen, daß die Insel, auf der sie wahrscheinlich hockten, auch beleuchtet war.

Suko beschäftigten die gleichen Gedanken wie mich. »Wenn wir das Ding überhaupt finden sollten, müssen wir schon viel Glück haben, John.«

»Wem sagst du das?«

»Wir haben jetzt an die fünf Kilometer hinter uns. Sollen wir weiter in Richtung Süden fahren?«

»Nein.«

»Also einen Kreis.« Suko hatte mitgedacht. »Genau.«

Wir legten den Kreis groß an und hielten beide die Augen offen. Wieder war es Suko, der das Objekt zuerst entdeckte. Obwohl ich

gute Augen besaß, so konnte man Sukos mit denen eines Falken vergleichen.

»John, da ist etwas«, meldete er.

»Wo?«

»Es ist zwar keine Seemannssprache, aber schau trotzdem schräg nach links. Da bewegen sich eine Reihe heller Schaumkronen auf dem Wasser. Es sieht so aus, als würden sie irgendwo gegenlaufen.«

Ein Schiff war es nicht, da hätten wir Positionsleuchten sehen müssen, obwohl wir auch keine gesetzt hatten, um nicht schon im voraus aufzufallen.

Treibenlassen konnten wir uns leider nicht. Die Strömung hätte uns an der Insel vorbeigeschafft. So rollten wir mit kleiner Fahrt den Schaumwellen entgegen.

Es dauerte nicht lange, da sah auch ich die noch dunklere Erhebung. Leider war der Himmel mit dünnen Wolken vollgestopft, so daß das Mondlicht kaum Chancen hatte, durchzukommen.

Aber die Insel rückte näher. Sie war relativ groß, das konnten wir auch in der Dunkelheit feststellen. Das Ufer zeigte keine gerade Linie, es war gebogen.

»Hoffentlich finden wir einen Platz zum Anlegen«, sagte Suko und ließ das Boot auf die weißen Schaumstreifen zugleiten. Wenig später schon spürten wir Grund unter dem Kiel. Das Schleifen war ein uns bekanntes Geräusch.

So leise wie möglich landeten wir. Ich war zuvor ausgestiegen und an Land gewartet.

Suko folgte etwas später. Gemeinsam zogen wir das Boot aufs Trockene und versteckten es hinter einem Buschgürtel, der ungefähr die halbe Größe eines ausgewachsenen Menschen besaß. »Jetzt drück uns nur die Daumen, daß es auch die richtige Insel ist«, flüsterte mein Freund.

»Wenn du dich nicht im Kurs geirrt hast, müßte sie es sein.«

»Zu sehen ist jedenfalls nichts.« Suko hatte sich aufgerichtet und schaute über den Busch hinweg.

So sehr die Dunkelheit uns schützte, in einer Hinsicht benachteiligte sie uns auch.

Es waren wirklich keine Einzelheiten auszumachen, so sehr wir uns auch anstrebten. Das Mondlicht berührte den See nicht einmal. Auf der Insel verschwammen kleine Bäume, Gestrüpp und Büsche zu einem wahren Durcheinander.

»Ohne Taschenlampen geht da nichts«, sagte auch Suko.

»Und die sind verräterisch.«

»Was willst du sonst machen?«

»Das hier.« Ich hatte die Bleistiftleuchte schon hervorgeholt und sie eingeschaltet. Den grellsten Strahl aber deckte ich mit meiner Handfläche ab.

Suko tat es mir nach. Da er vorging, entdeckte er auch zuerst den schmalen Weg. Suko ging in die Hocke. Der Lampenstrahl glitt über niedergetrampeltes Gras.

»Da müssen sie hergegangen sein«, wisperte er.

Ich schaute mich hockend um und leuchtete den Boden ab. Der Pfad führte bis zum Strand. Im Restlicht der Lampe schimmerte die Bordwand eines dort liegenden Bootes. Es war größer als unser Kahn und ebenfalls unbeleuchtet. Sehr gemächlich schwang es auf den anrollenden Wellen auf und nieder.

»Sollen wir es durchsuchen, John?«

Ich hob die Schultern. So recht konnte ich mich nicht entscheiden. Es war eigentlich kaum vorstellbar, daß die Psychonauten eine Wache zurückgelassen hatten.

»Weiter!« flüsterte ich.

Wir nahmen den Pfad und löschten die Lampen. Tiefe Dunkelheit umringte uns. Jeden Schritt setzten wir so vorsichtig wie möglich. Nur keine unnötigen Geräusche verursachen, sonst ging alles schief.

Der Wind hatte gedreht, war irgendwie wärmer geworden, trotz der beginnenden Nacht. Dazu paßte auch die Wolkendecke. Das Wetter zog von Süden heran, ein schlechtes Zeichen. Zumeist brachte es Regen und eine unangenehme Wärme mit.

Wir gingen dem Zentrum der bestimmt nicht großen Insel entgegen. Der Boden blieb weich, als wäre er früher einmal Sumpf gewesen und erst in letzter Zeit ausgetrocknet.

Aufgrund der hohen Temperaturen hatten sich noch die Mückenschwärme gehalten. Sie bildeten in der Luft regelrechte Inseln, tanzten, summten und zirkulierten. Leider waren sie erst spät zu erkennen, so glitten wir mit unseren Gesichtern hindurch, bekamen welche in Mund und Nase.

Außer unseren eigenen, kaum hörbaren Schritten vernahmen wir als Geräuschkulisse nur das Auslaufen der Wellen an den Strand der Insel. Das Klatschen wirkte irgendwo beruhigend auf mich, es zeigte mir an, daß wir nicht durch eine finstere Welt in irgendeiner Dimension wanderten.

Wo konnte sich das Ziel oder die Zentrale befinden?

Bestimmt nicht unter der Erde, dazu war der Boden einfach zu weich. Da konnte man nichts hineinbauen oder stechen. Das Ziel mußte oberhalb liegen.

Als Suko stehenblieb, stoppte auch ich meine Schritte. Der Inspektor deutete nach vorn. »Da ist was, John!« wisperte er. »Sieht aus wie ein Turm, der vom Boden hochsteigt.«

Ich blieb neben Suko. Leider war die Distanz zu diesem Gegenstand noch zu groß, wir mußten näher heran. Sehr vorsichtig schoben wir uns weiter. Schon bald sahen wir den »Turm« deutlicher und mußten feststellen, daß es sich nur bedingt um einen derartigen Gegenstand handelte.

Ich sprach es aus. »Verflixt, das ist ja eine Pyramide!«

»Die genau paßt.«

Suko hatte dies im übertragenen Sinne gemeint. Wir hatten es mit der alten ägyptischen Kultur zu tun bekommen. Was lag näher, als an eine Pyramide zu denken. Sie sah aus, als hätte sie keinen Eingang, doch das konnte ich mir nicht vorstellen.

Den allerdings mußten wir erst noch finden!

»Kein Licht!« hauchte Suko.

»Die Mauern schirmen alles ab.«

»Das Gefühl habe ich auch.« Er blickte zurück. »Gehen wir getrennt?«

»Nein, den Eingang suchen wir gemeinsam.«

Geduckt wie die Indianer auf dem Kriegspfad schlichen wir an die Pyramide heran. Ich spürte das Kribbeln auf dem Rücken, ein Zeichen meiner Spannung.

Lange hatten wir nach der verschwundenen Fatima gesucht. Würden wir sie hier finden? Hatten wir das Ende des Fadens erreicht?

Suko preßte sich als erster mit dem Rücken gegen die Pyramidenmauer. Sie wirkte wie ein Schatten aus Eis.

Ich hatte sie kaum berührt, als ein Schrei über meine Lippen drang. Für einen Moment glaubte ich, verbrennen zu müssen. Ich sah Sukos entsetztes Gesicht, konnte es aber nur verschwommen und wie durch einen türkisfarbenen Schleier sehen, dann verließ mich die Kraft. Ich sackte zu Boden und verlor für kurze Zeit das Bewußtsein. Suko hievte mich hoch. Er mußte mich auch halten, so wacklig war ich auf den Beinen. »Junge, was ist geschehen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Du hast die Pyramide berührt...«

»Ja, da bekam ich den Treffer. Es war wie ein magischer Boxschlag, der mich völlig erschüttert hat.«

»Und wieso?«

Ich rang einige Male nach Luft, dann ging es mir besser. »Es klingt zwar wie ein Witz, doch wenn ich recht darüber nachdenke, hat

dieser Treffer auch ein Zentrum gehabt. Meine Brust, Kreuzhöhe.«

Suko schüttelte den Kopf. »Das... ist fast ein Unding. Und du bist dir sicher?«

»Ja.« Ich holte das Kreuz hervor, behielt noch die Hand darum und sah, als ich die Faust öffnete, das ebenfalls türkisfarbene Schimmern, das nur eine bestimmte Stelle auf dem Kreuz nachzeichnete. Das Allsehende Auge!

Beide schauten wir es uns an. Es zuckte, es pulsierte. In ihm hatte sich Leben gebildet, eine magische Aura, die auch den Strahlenkranz um das Auge herum erfaßte.

»Ich verstehe das nicht!« raunte Suko. »Du etwa?«

»Nein...« Meine Antwort klang gedehnt, weil ich scharf nachdachte. Den Schlag hatte ich überwunden.

»Wenn ich es recht sehe, hat sich das Kreuz gegen dich gestellt, John.«

»Nein, nicht das Kreuz, nur das Auge. Es bleibt darauf konzentriert.«

»Meinetwegen. Aber weshalb ist das geschehen?«

»Wenn ich das genau wüßte...« Ich schaute noch einmal hin, doch das Glühen blieb. »Vielleicht, Suko, wird in der Pyramide das Allsehende Auge und dessen positive Magie mißbraucht. Eine andere Möglichkeit kommt für mich nicht in Betracht.«

Suko gab einen leisen Pfiff von sich. »John, wenn das wahr sein sollte, können wir einpacken.«

»Ich weiß nicht. Ich habe schon einmal erlebt, wie das Auge einen Menschen verschlang. Es kann manipuliert werden. Mir will nur nicht in den Kopf, daß es die Psychonauten getan haben sollen.«

»Stehst du ihnen noch immer positiv gegenüber?«

»Ja, ich betrachte sie nicht als Feinde.«

»Dann laß uns in die Pyramide gehen. Oder hat dir das Ghoul-Monster nicht gereicht?«

»Doch — schon. Nur...« Ich wußte auch nicht mehr weiter und bat Suko, den Eingang zu suchen. Ich wollte die Außenmauer der Pyramide mit den eigenen Händen nicht anfassen.

Pyramidenzauber erlebten wir nicht zum erstenmal. Aber immer war es anders.

Ich hatte schon mit einer gläsernen Pyramide Kontakt gehabt und kannte auch die Pyramide des Wissens, aber eine, die aus Beton zu bestehen schien, begegnete mir zum erstenmal. Ich wunderte mich sowieso, daß sich hinter diesen glatten Mauern Magie halten konnte.

»Der Eingang«, flüsterte Suko. »Nur nutzt er uns nicht viel. Es gibt von außen kein Schloß und keine Klinke. Ebenso nur dieses Türrechteck inmitten der Wand.«

»Wie kommen die anderen hinein?«

Ich lachte. »Sicherlich kommen sie heraus.« Ich schnippte mit den Fingern. »Hinein durch Magie.«

Suko schaute mich an. »Gut gedacht, John. Weshalb versuchst du es nicht auch mit Magie?«

»Sag das mal genauer.«

»Nimm das Kreuz!« wisperte Suko, »und presse es gegen die Außenwand. Dann sprich die Formel, hol die Magie aus deinem Talisman hervor. Vielleicht öffnest du diesen Block.«

Der Vorschlag war nicht schlecht. Das Kreuz besaß die Zeichen zahlreicher Mythologien. Sein Erschaffer, der Prophet Hesekiel, hatte genau gewußt, was er tat.

»Wenn du meinst.«

Im Dunkeln lächelte mir Suko zu. »Ich jedenfalls drücke uns beiden die Daumen.« Er ging einen halben Schritt zurück, um mich nicht zu stören oder abzulenken.

Das Kreuz hielt ich in der rechten Hand. Auch ich spürte die Aufregung. Sie hatte meinen Mund regelrecht ausgetrocknet. Sogar die Hand zitterte, auf dem der silberne Talisman lag.

Noch berührten weder meine Finger noch das Kreuz die Außenwand. Ich streckte den Arm vor und hielt das Kreuz an seiner langen Seite nur mit drei Fingern fest.

Zwei Sekunden später bekam ich den Kontakt!

Wieder gab die äußere Mauer magische Energie ab. Sie allerdings wurde von dem Kreuz neutralisiert, das ich noch im gleichen Augenblick durch das Rufen der Formel aktivierte.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!«

Uns öffnete sich eine fremde Welt!

Das Gefühl stellte sich jedenfalls bei mir ein. Mein Kreuz war in diesen Augenblicken das Sesam-öffne-dich für ein uns völlig fremdes Bauwerk, das meiner Ansicht nach die Informationen des Altertums gespeichert haben mußte.

Die Pyramide selbst verschwand nicht, auch wenn es im ersten Moment den Anschein hatte.

Dafür veränderte sich die Wand. Der sehr harte Beton verwandelte sich in einen anderen Zustand.

Glas...

Die gesamte Seite zeigte eine gewisse Durchlässigkeit, und sie wurde von einem gewaltigen Strahlenkranz eingehüllt, der von unten nach oben hin als sich verengendes Rechteck lief.

Ein imposanter Anblick, der mich fast aus dem Häuschen gebracht hätte, denn es gelang mir, als ich meinen Arm mit dem Kreuz vorstreckte, in die Pyramide hineinzuschreiten. Das heißt, die Seite war nicht nur durchsichtig, auch durchlässig geworden.

Und ich wagte den Versuch. Nicht der geringste Widerstand wollte mich aufhalten, der Weg war für mich wunderbar frei.

Noch einen Schritt, und ich stand im Innern, hinter einer Gruppe von Menschen, die rote Kutten trugen.

Die Erinnerung war da. Auf der Insel Samos hatten die Psychonauten ebenfalls Kutten in dieser Farbe getragen.

Es glich sich alles...

Aber dahinter, von mir aus gesehen, stand übergroß das Allsehende Auge, eingefaßt in ein gewaltiges Dreieck, dessen Seiten einen türkisfarbenen Schimmer aufwiesen.

In dem Dreieck und auch in dem Auge zeichnete sich klar und deutlich eine Mädchengestalt ab, die einen hellweißen Umhang trug. Erstand im direkten Kontrast zu den schwarzen Haaren.

Ich hatte das Mädchen noch nie zuvor gesehen, aber ich wußte, wer es war.

Fatima!

Ich hin du!

Fatima hatte die Worte der anderen Stimme gehört. Einer Stimme, die so wunderbar geklungen hatte und ihr überhaupt nicht gleichgültig gewesen war.

Fatima schloß die Augen. Dennoch konnte sie sehen. Aber nicht die Welt, die sie umgab, nein, sie schaute weit hinein in ein anderes Reich, das längst vergangen war.

Hinein in die eigene Vergangenheit ihres Landes. Es war wie eine Straße, die in die Unendlichkeit führte und auf der die Szenen filmartig abliefen.

Sie sah Menschen aller Schichten und Stände. Sklaven, Priester, Soldaten, Magier, Frauen und Männer.

Aber auch Kinder, die allesamt einem Bauwerk zustrebten, einer gewaltigen, unheimlichen Pyramide, wie es sie nur einmal gab, und zwar in Gise.

Fatima hatte die Geschichte ihrer Heimat sehr gut gelernt. Sie wußte auch um die gewaltigen Königsgräber und schaffte es ebenfalls, sie zu unterscheiden.

Die Pyramide, die sie sah, war die größte überhaupt. Cheops, zweiter König der 4. Dynastie, hatte sie sich bauen lassen. Ein

gewaltiges Werk des Potentaten, um dessen Leben und Tod sich zahlreiche Legenden rankten. Selbst die alten Griechen hatten noch den Cheops-Totenkult gekannt und ihn auch vollzogen.

Fatima kannte die Pyramide bisher nur von Besichtigungen und das, was von ihr übriggeblieben war. Die großen Maße stimmten nicht mehr genau, der Zahn der Zeit hatte zu stark an dem Grabmal genagt. Sie war dennoch unübertroffen, auch wegen der beiden Sonnenschiffe, die in den fünfziger Jahren entdeckt worden waren.

Fatima sah und dachte völlig anders. Sie schaute hinein in die Welt der Vergangenheit, doch ihre Gedanken beschäftigten sich mit der Gegenwart.

Das Grabmal war von Menschen umringt, die aussahen, als wären sie Ameisen. Soldaten preschten herbei, schufen eine Lücke für sechs Träger, die eine Sänfte heranschafften.

Kam der Pharao?

Nein, dessen Sänfte wäre gewaltiger und protziger gewesen. Zwar bestand auch diese aus edlem Holz, doch ihr fehlte einfach der absolute Prunk des Königs.

Die Träger stellten die Sänfte auf dem Weg ab, verneigten sich und zogen sich zurück.

Bisher hatte auch Fatima nicht sehen können, wer sich in der Sänfte befand. Das änderte sich sehr schnell, denn ein Vorhang schwang zur Seite, und die Person kletterte heraus. Es war eine Frau — nein, ein junges Mädchen. Wenn Fatima genauer hinschaute, entdeckte sie sogar eine Ähnlichkeit zwischen der Ägypterin aus der Vergangenheit und sich.

Das Mädchen trug ein langes, röhrenförmiges Kleid aus einem hellen Stoff, das dicht über dem Saum mit roten Ringen verziert war, die um den Körper herumliefen.

Das Haar hing glatt nach unten. Es umgab den Kopf wie eine schwarze Form. Der Teint schimmerte in einem weichen, sehr hellen

Braun und besaß fast die Farbe von Milchkaffee.

Nicht nur für die damalige Zeit hätte diese Person als Schönheit gegolten. Auch wenn die Maßstäbe der Gegenwart anlegte, hätte Komplimente nicht unterdrücken können.

Das Mädchen war der Sänfte entstiegen, ging aber nicht vor, sondern blieb vor der Breitseite stehen. Es hob den Kopf.

Im gleichen Augenblick verwischten die anderen Szenen. Fatima sah nur die Fremde, die ihr nicht mehr so fremd vorkam, denn sie wußte plötzlich, daß nur diese Person mit ihr gesprochen haben konnte. Magie hatte es ermöglicht, daß sich zwei Welten — die Vergangenheit und die Gegenwart — begegneten und sich gegenüberstanden. Fatima verspürte keine Feindschaft, die andere auch nicht. Die etwas breiten Lippen — vielleicht steckte auch ein Schuß schwarzes Blut in ihr — verzogen sich zu einem Lächeln.

Es war ein Willkommensgruß, und Fatima lächelte zurück. Jetzt existierte nur diese Fremde, die ihr doch so nahe war wie die eigene Schwester.

»Wieso bin ich du?« fragte sie in Gedanken. »Wer bist du?«

»Ich heiße Nechbeth...«

»Sei mir nicht böse, aber diesen Namen kenne ich nicht.«

»Ich bin eine Prinzessin.«

»Ja, etwas Besonderes.«

»Sicher, wie du. Denn ich und du sind eins. Ich bin in dir wiedergeboren, meine Schwester. Ich kann dich sehen, du siehst mich und die Pyramide meines Vaters.«

Es waren sehr viele Neuigkeiten auf einmal, die Fatima verdauen mußte. »Die Pyramide deines Vaters. Dann war Cheops dein Vater?«

»Richtig.«

»Aber unsere Bücher schreiben nichts von einer Tochter, die Nechbeth heißt...«

»Es ist auch vergessen worden, weil ich eigentlich nicht zu ihm

gehöre, denn meine Mutter stammt aus Nubien. Sie war eine sehr schöne Sklavin, die sich mein Vater an den Hof geholt hat. Aus ihrer Verbindung bin ich entstanden. Er aber hat mich nie verleugnet. Ich gehörte sogar zu seinen Lieblingskindern und wurde zu den Weisen auf eine Schule geschickt, wo ich viel lernte.«

»Was denn?«

»Künste, auch die Schriften, aber ich lernte auch etwas über das Pyramidenwesen.«

»Die Cheops...«

»Ja, meine Schwester, auch sie. Denn sie ist sehr wichtig, sie ist die Wichtigste überhaupt. Es gibt nur wenige Menschen, die die einzige Wahrheit erkannt haben.«

»Dann kenne ich sie auch nicht?«

»Du müßtest sie eigentlich kennen, meine Schwester. Gerade du, wo wir doch eins sind.«

»Nein, ich...«

»Dann will ich es dir sagen. Die Pyramide wurde nicht allein durch meinen Vater gebaut. Schon weit vorher hat jemand den Grundstock errichtet. Es war ein fremdes Volk, das vor den Ägyptern lebte und unterging. Sie haben die geheimnisvollen Räume geschaffen, in denen du den Weltenkalender findest und das große Wissen, das dieses Volk damals gekannt hat. Viele Katastrophen sind auf dem Weltenkalender aufgezeichnet worden. Die meisten Voraussagen trafen ein, bis zu dem großen Glühen, das über ein Land in deiner Nähe gekommen ist...«

»Tschernobyl...«

»Ich weiß nicht, wie ihr es genannt habt. Aber auf dem Kalender steht auch, daß eure Wälder und die Flüsse sterben werden. Ist es so eingetroffen?«

»Ja, leider.«

»Du siehst, wie weise die Erbauer waren. Die Voraussagen gehen

bis zum Jahr 2001...«

»Weshalb nicht weiter?«

»Weil dann das neue Zeitalter beginnt. Alle 2000 Jahre wandelt sich die Erde. Das neue Zeitalter steht kurz vor dem Ausbruch. Es ist die Periode des Wassermanns, aber das wirst du wissen...«

»Und was ist noch dort zu sehen?«

»Schwester, ich darf es dir nicht sagen, aber du wirst es finden, glaube mir. Du mußt dein altes Wissen nur einsetzen, dann geht alles wie von selbst. Du mußt mich in dir spüren. Andere haben es gewußt, Prinzessin. Das Auge hat die Verbindung zwischen uns geschaffen, aber es ist bedroht. Ich spüre, daß uns etwas dazwischenkommt.« Nechbeth verzog die Lippen zu einem verkrampften Lächeln. »Denk nach, überlege, aber laß dich nicht vor das falsche Fahrzeug spannen. Viele sind in deiner Nähe, die sich Freunde nennen. Genieße sie mit Vorsicht!«

Plötzlich war die Gestalt aus der fernen Vergangenheit verschwunden. So sehr Fatima auch schaute, sie konnte Nechbeth nicht entdecken. Nur in das Licht sah sie hinein, denn der helle Kranz wollte einfach nicht weichen. Dann hörte sie eine dunkle Männerstimme. »Sie hat gesehen, sie muß gesehen haben. Sie wird uns das Geheimnis der Pyramide sagen. Wir werden das Wissen erhalten...«

»Gar nichts werdet ihr«, sagte plötzlich eine harte Stimme aus dem Hintergrund.

Einen Lidschlag später lag die Stille wie Blei in der Pyramide!

Ich hatte die Worte gesprochen!

Durch die Magie des Kreuzes war es mir gelungen, in das Innere der Pyramide zu gelangen. Leider hatte ich nicht alles mitbekommen, so wußte ich nicht, ob der Zeitpunkt eines Eingreifens günstig war. Jedenfalls hatte ich den Eindruck bekommen, als wollten die

Psychonauten über das Mädchen Fatima zu ihrem Ziel gelangen. Göttinnengleich hatte es innerhalb des Dreiecks gestanden und sich nicht bewegt.

Die Atmosphäre in dieser Zone war mit einer starken Magie aufgeladen. Ich spürte sie, da waren meine Nerven schon kleine Sensoren. Etwas stimmte hier nicht, einiges kreiste, bewegte sich. Natürlich unsichtbar und vielleicht nur für sensible Menschen wahrnehmbar. Die Männerstimme hatte von einer Pyramide gesprochen, aber hatte sie auch diese hier gemeint?

Jemand löste sich aus dem Halbkreis der Psychonauten und trat mir in den Weg. Auf Suko konnte ich nicht achten, ich wußte nicht einmal, ob es auch ihm gelungen war, die Mauer zu durchbrechen. Auch ich ging nicht weiter.

Der Psychonaut streckte den Arm vor. Ich starrte auf seine Handfläche, die ebenso grau war wie das Gesicht. Nur die Augen darin zeigten Leben.

»Wer bist du, daß du es wagst, dieses Heiligtum zu betreten, Fremder?«

Ich lächelte knapp. »Heiligtum? Seit wann verkehren Mörder in einem Heiligtum?«

Unwillig schüttelte er den Kopf, ging aber nicht auf meine Bemerkung ein. Er interessierte sich für das Kreuz. Auf seinem Kopf wuchsen nur wenige Haare. Das schien ein Wahrzeichen für diese Menschen zu sein.

»Du besitzt ein Kreuz, wie ich sehe.«

»Sehr richtig, und es hat mir den Weg zu euch geöffnet.«

Er nickte bedächtig. Auch seine anderen Verbündeten taten nichts anderes, als uns anzuschauen. »Ich weiß von dem Kreuz, ich habe von ihm gehört, man erzählt sich etwas darüber. In der fernen Vergangenheit ist es entstanden, in einer langen Gefangenschaft...«

»Sogar in Ägypten. Hesekiel hat es hergestellt.«

»Richtig. Er war ein sehr weiser Mensch.«

»Mich wundert, daß du dies sagst. Zu euch hätte er sicher keinen Kontakt gesucht.«

»Das hätte er auch nicht gebraucht, da er mehr wußte als wir. Aber wir stehen an der Schwelle. Wir werden das Wissen der Welt in uns vereinen. Nicht die Gesetze der Physik oder der Astronomie, nein, es gibt noch ein anderes Wissen, das den meisten Menschen bisher verborgen ist. Aber es ist noch vorhanden, und Fatima wird uns den Weg weisen können, denn nur sie ist dazu in der Lage.«

»Das habe ich gemerkt. Ihr wollt also alles?«

»Ja!«

»Mit welchem Recht?«

»Mit dem Recht der Suchenden und der Forschenden. Wir haben uns lange zurückgehalten, doch die Zeit ist nun reif. Die Pyramide muß uns geöffnet werden.«

»Ist sie nicht offen?«

»Ich rede nicht von dieser hier. Es gibt eine andere, deren Namen in bestimmten Gruppen nur voller Andacht ausgesprochen wird. Die Esoteriker haben sie zu einer Götterburg erklärt. Die Zeit ist deshalb so reif geworden, weil eine neue Ära beginnt, die des Wassermanns. Und sie wird denjenigen gehören, die das besitzen, was seit viel zu langer Zeit verkümmert ist: das dritte Auge. Wir Psychonauten haben lange geforscht und erkannt, daß wir es haben.«

»Es ist mir bekannt!« erklärte ich. »Denn auf der Insel Samos, die ich vor einiger Zeit besuchte, bin ich auch in das Kloster gelangt, das von den Psychonauten bewohnt wird. Dort forschen sie, um den Rätseln der Menschheit auf die Spur zu kommen...«

»Ich kenne die Insel.«

»Dann hast du mich damals nicht gesehen?«

»Nein, denn wir haben mit ihnen nichts zu tun. Sie wollen noch warten, ihrer Meinung nach sind die dritten Augen noch nicht so

deutlich hervorgetreten. Sie sagen, daß die Götter es hassen, wenn sich Menschen in ihren Kreislauf einmischen. Sollen sie bis zur Jahrtausendwende weiterträumen, wir sehen das anders.«

»Dann wollt ihr jetzt alles!«

»So ist es! Wir verließen das Kloster, denn wir sind der Meinung, daß wir es jetzt schaffen müssen.«

»Gesetzt den Fall, ihr schafft es tatsächlich, was dann?«

»Werden wir mächtig sein. Und wir werden die Regierungen der Länder warnen können. Die großen Katastrophen sind vorgezeichnet, und man hat sie aufgeschrieben.«

»Wer?«

»Diejenigen, die die Pyramide gebaut haben. Vor 50000 Jahren ist sie bereits entstanden und nicht, wie die Historiker sagen, etwa 2500 vor der Zeitrechnung.«

Ich kannte mich in der ägyptischen Historie nicht so genau aus. »Von welcher Pyramide sprichst du?«

»Ks ist die Cheopspyramide!« erklärte er voller Stolz. »Sie besitzt dieses gewaltige Alter.«

»Wer sagt das?«

»Nicht die Wissenschaftler. Wir, die Esoteriker.«

»Und wer soll sie gebaut haben, wenn nicht die Architekten des Pharaos Cheops?«

»Es war ein Volk, das nicht mehr existiert. Vor langer Zeit verschwand es von der Bildfläche, es ging einfach unter, aber es ist nicht vergessen, denn gerade wenn das neue Zeitalter beginnt, wird man sich wieder auf dieses Volk besinnen.«

Ich konnte mir schon denken, wen oder was er meinte und sprach es gelassen aus: »Die Atlanter, nicht wahr?«

»Es stimmt.« Sein Blick bekam etwas Überraschendes. »Du kennst dich also aus.«

»Ein wenig. Nur kann ich nicht glauben, daß dieses Volk die

Cheopspyramide errichtet hat. Untersuchungen haben ergeben...«

Er winkte ab. »Nicht immer hat die Wissenschaft recht. Auch sie kann sich irren.«

»Schon, aber in diesem Fall wohl nicht. Außerdem ist die Pyramide erforscht worden. Was ihr sucht, hätte längst gefunden werden müssen.« Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ihr lauft einem Phantom hinterher.«

»Wir wissen es besser!«

»Durch wen?«

»Fatima ist unsere Führerin. Sie wird uns den richtigen Weg weisen. Sie ist die Person, die eine Verbindung zwischen dem Heute und der Vergangenheit herstellen kann. Sie stand im Allsehenden Auge und muß mit der Vergangenheit Kontakt gehabt haben. Deshalb wird sie uns berichten und den Weg in die Pyramide weisen.«

Ich wußte nicht, ob ich dem Redner glauben sollte oder nicht. Meine Zweifel standen fest, trotz der relativ friedlichen Worte. Die gesamte Gruppe der Psychonauten war mir suspekt. Suchende Esoteriker, die auch vor Gewalt nicht zurückschrecken, wie wir deutlich genug erlebt hatten.

Als ich daran dachte, kam mir eine Idee. Sie war schlimm, das gab ich gern zu, aber ich mußte schockieren.

»Gewalt gehört dazu, nicht wahr?«

»Manchmal muß man diesen Weg gehen.«

»Auch mein Freund und ich sollten gestoppt werden. Es ist deinen Freunden nicht gelungen.«

»Das weiß ich.«

»Schön.« Ich drehte mich um und deutete auf Fatima. »Kann auch sie uns verstehen?«

»Bestimmt. Was willst du von ihr?«

Ich wollte es genau wissen und sprach sie direkt an. »Kannst du mich hören, Fatima?«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort. Zudem war es verständlich, wenn sie mir nicht traute. Ich erschien hier und störte die feierliche Handlung. Ein Fremder, der es wagte, sich in die für die Psychonauten heiligen Dinge einzumischen.

»Sie will dich nicht hören«, sagte der Mann vor mir.

»Laß sie antworten!«

»Doch, ich kann dich hören.« Erst jetzt vernahmen wir die schwache Stimme.

Ich stellte mich in eine etwas bessere Sichtposition, damit ich Fatima direkt anschauen konnte. Sie mußte einiges hinter sich haben. Ihr Gesichtsausdruck zeugte davon.

Ich wollte nicht gerade von einer Qual sprechen, die sich darauf abzeichnete, aber es war doch so etwas wie Überraschung und Nachdenklichkeit.

»Was willst du von ihr?« fragte der Psychonaut.

»Nur eine Frage, das ist alles.«

»Was kommt danach?«

»Wir werden sehen.«

Der Mann kam mir nervös vor, wie jemand, der ein schlechtes Gewissen nur schwer verbergen kann.

»Fatima«, sagte ich. »Hör mir jetzt genau zu. Ich will dich etwas fragen. Dein Vater hat mich geschickt, um dich zu suchen. Man hat dich entführt, aber weißt du auch, daß dein Vater nicht mehr lebt? Die Psychonauten haben ihn getötet. Sie sind nach London gekommen und brachten Adnan Meshir vor meinen Augen um!«

»Hör auf!« schrie der Mann.

»Nein!« Fatimas verzweifelter Schrei gellte durch die Pyramide. »Das kann nicht wahr sein.«

»Ich schwöre es!« hielt ich dagegen.

Der Psychonaut war zurückgetreten. Wild schüttelte er den Kopf. Er sprach zu den anderen in einer mir nicht verständlichen Sprache. Ich

merkte, daß es gefährlich wurde, schaute mich um, konnte Suko aber nirgendwo entdecken.

Stand ich, wie damals im Kloster, wieder allein gegen eine Übermacht?

Mit meiner Frage hatte ich eine Wunde gerissen und starke Zweifel in die Seele des Mädchens gepflanzt. Fatima wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte, jedenfalls wollte sie aus dem Dreieck heraustreten, was ihr nicht gelang, weil sie unsichtbare Fesseln hielten.

»Laßt mich frei!« schrie sie. »Laßt mich doch frei! Ich will wissen, ob es stimmt!«

Bevorder Psychonaut noch handeln konnte, stieß ich ihn zur Seite. Ich hatte ihn hart an der Brust getroffen. Er konnte sich nicht mehr halten und ging zu Boden.

Ich jagte auf das Dreieck zu.

Das Kreuz hielt ich in der Hand. Auf ihm zeichnete sich der gleiche Gegenstand viel kleiner ab. Doch in ihm steckte eine gewaltige Kraft, die ich voll einsetzte.

»Neiinnn!« Fatima sah mich dicht vor sich auftauchen. »Das ist gefährlich, die Magie...«

Da war ich schon bei ihr. Das Dreieck gab auch mir noch den Platz, den ich brauchte. Als ich hineinsprang und Fatimas Körper spürte, berührte ich sie auch mit dem Kreuz.

Noch in derselben Sekunde zischten die Seiten des Dreiecks um uns herum auf. Wir kamen uns vor, als befänden wir uns inmitten eines Funkenregens.

Das Allsehende Auge auf meinem Kreuz kämpfte mit einer elementaren Wucht gegen die anderen Kräfte an, über die ich mir plötzlich klar wurde. Es waren nicht mehr die Mächte des Guten, die Fatima beschützten, auch wenn das Allsehende Auge sie umschlungen hielt. Es mußte manipuliert worden sein.

Sehen konnte ich nichts. Ich spürte nur, daß sich das Mädchen an mich klammerte, dann wurde die Gravur auf meinem Kreuz zu einem blendenden Stern, der mit der anderen Magie in dieser Pyramide fürchterlich aufräumte.

Von überall her hörten wir das hohl klingende Pfeifen. Es erinnerte mich an schräge Musik, schon mehr eine Folter für das Gehör. Wie lange wir beide so gestanden hatten, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls brach der andere Zauber zusammen.

Damit verbunden war die Rückkehr in die Normalität. Plötzlich standen wir da wie Vater und Tochter. Ich hielt Fatima fest, ihr Zittern wollte nicht aufhören, und ich starrte auf einen leeren Fußboden, wo nur mehr der graue Beton zu sehen war.

»Laß mich nicht los — bitte!«

»Keine Sorge, Fatima, ich bleibe bei dir. Das bin ich deinem Vater schuldig, ich habe es ihm versprochen. Die anderen waren schneller.«

»Sie sind weg...«

Die drei Worte rissen mich aus meinen Gedanken. Ich drehte mich um und schaute tatsächlich in eine Pyramide, die von den Psychonauten verlassen worden war.

Betreten wischte ich über mein Gesicht. Hatte ich gewonnen oder eine Niederlage erlitten? Ich wußte es nicht.

Mit zitternden Knien schritt ich tiefer in die Pyramide hinein. Was erinnerte überhaupt noch an sie? Nichts mehr, gar nichts. Und wie konnten sie sich so plötzlich auflösen? Der Gedanke daran flößte mir Unbehagen ein.

»Hast du eine Erklärung?« fragte ich Fatima, die dabei war, die Kutte über den Kopf zu streifen.

»Nein, ich weiß nichts. Oder fast nichts.«

»Sag mir das wenige.«

»Es sind Menschen«, flüsterte sie, »die längst hätten tot sein

müssen. Ich sehe sie als lebende Tote an. Oder einfach als Wesen, die zurückgekehrt sind.«

»Woher zurückgekehrt?«

»Vielleicht aus der Vergangenheit, in der sie eigentlich hätten bleiben müssen.«

Ich war mit einem langen Schritt bei ihr und legte ihr meine Hand auf die Schulter. »Weißt du eigentlich, was du da gesagt hast? Aus der Vergangenheit?« Sie nickte.

»Woher hast du das Wissen, Mädchen?« Meine Stimme klang drängend.

Längst hatte ich erkannt, daß Fatima der Schlüssel zum Geheimnis war. Nur flüchtig dachte ich daran, daß ich von Suko bisher noch nichts gesehen hatte, aber ich wollte Fatimas Zustand ausnutzen und Informationen erhalten, bevor sie es sich anders überlegte.

Dann sagte sie einen Satz, der mich fast umhaute. »Du mußt mich als Prinzessin ansprechen...«

»Wie bitte?«

»Ja, ich bin die Prinzessin Nechbeth, und Cheops, der große Pharaos, war mein Vater. Er hat viele Kinder gezeugt, ich war ihm eines der liebsten, und er muß meine Mutter, eine dunkelhäutige Sklavin, sehr geliebt haben.«

Ich war es gewohnt, Überraschungen präsentiert zu bekommen. Auch diese hatte ich rasch überwunden. »Und du bist sicher, dich nicht getäuscht zu haben?«

»Sie hat es mir gesagt.«

»Wieso? Sie und du...«

»Sie ist in mir wiedergeboren. Ich habe mich mit ihr unterhalten können, als mich das Allsehende Auge umgab. Das ist es, das ich dir auch noch sagen wollte.« Sie lächelte schmal, was ihrem feingeschnittenen Gesicht etwas Zerbrechliches gab. »Jetzt hältst du mich für übergeschnappt, wie?«

Ich strich etwas verlegen durch mein Haar. »Nein, Fatima, ich halte dich nicht für übergeschnappt, weil ich nämlich weiß, daß es so etwas gibt. Ich selbst habe es erlebt.«

Jetzt wunderte sie sich. »Du... du bist auch wiedergeboren worden?«

»Sicher. Wahrscheinlich sogar mehrere Male. Die Namen möchte ich mal aus dem Spiel lassen, ich würde dich nur irritieren, aber es stimmt, und deshalb glaube ich dir auch. Du hast also mit Nechbeth gesprochen, nicht wahr?«

»Auf geistigem Weg. Nicht nur gesprochen«, erzählte sie sehr leise. »Ich habe sie sogar gesehen. Ja, ich konnte in die damalige Zeit hineinschauen. Mein Blick floß in die Vergangenheit, wo ich ein wunderschönes Mädchen sah, das Nechbeth hieß. Sie wurde, wie es sich für eine Prinzessin gehört, in einer Sänfte getragen. Als die Träger sie abstellten und Nechbeth ausstieg, da sah ich, daß beide vor der gewaltigen Pyramide standen, die der Pharao Cheops hat errichten lassen. Es war für mich ein Erlebnis, und sie sprach mit mir. Sie war wie eine Freundin für mich, und sie gehörte zum engen Kreis des Pharaos, denn er hat sie sogar in zahlreiche Geheimnisse eingeweiht.«

»Wollte man die von dir wissen?«

Fatima nickte. »Ja, denn Nechbeth wußte, wo das Wissen der Welt in der Pyramide zu finden ist. Ich glaube, daß die Esoteriker recht behalten haben. Es gibt in der Pyramide einen Raum, ein Verlies oder eine Etage, die so versteckt liegt, daß man sie bisher nicht gefunden hat. Aber Nechbeth kennt den Zugang.«

»Und du jetzt auch?«

»So ist es.«

Nach dieser Bestätigung rann es mir kalt den Rücken hinab. Ich hatte noch weitere Fragen, die sich mit einem anderen Thema beschäftigten, weil ich direkt auf die Psychonauten zu sprechen

kommen wollte.

»Lassen wir deine Schwester mal, und kommen wir zu dem Rätsel, das ich mit eigenen Augen gesehen habe. Weshalb entführten dich die Psychonauten, und weshalb verschwanden sie?«

Fatima schaute mich aus ihren großen, dunklen Augen an. »Das ist eine sehr lange Geschichte...«

»Wir haben Zeit.«

»Es liegt an der Magie des Allsehenden Auges. Dieses Zeichen ist der Träger für die Psychonauten. Bis vor kurzem wußte ich keinen Bescheid, dann aber gelang mir der Blick in die Vergangenheit. Ich sagte dir ja, daß ich die Prinzessin Nechbeth sah, aber nicht nur sie. Es waren viele Menschen auf dem Platz vor der großen Pyramide. Unter anderem auch Weise und Magier. Die Freunde und Berater des Pharaos, auch Schmeichler, Heuchler und seine Feinde. Ich sah Gesichter, die ich hier auch erkannte. Eigentlich hätten sie nicht in diesem Tempel sein dürfen. Sie müßten tot sein, aber sie leben...«

»Augenblick mal, Mädchen, nicht so schnell. Meinst du damit, daß die Psychonauten sich eigentlich hätten in der Vergangenheit befinden müssen, die einige tausend Jahre zurückliegt?«

»So habe ich es empfunden.«

Es war ein Tiefschlag. Möglich — unmöglich? Ich konnte es nicht sagen.

»Es könnte also heißen, daß ihnen die vergangene Zeit nichts ausmachte und sie jetzt das herausfinden wollen, was ihnen damals nicht möglich gewesen ist.«

»Du bist auf der richtigen Spur.«

Ich spreizte die Arme und winkte mit beiden Händen ab. »Nein, so kann ich das nicht stehenlassen. Ich will es auch nicht glauben. Es muß eine andere Möglichkeit geben.«

»Sie könnten auch wiedergeboren sein!« hörte ich die Stimme meines Freundes hinter mir.

Ich kreiselte herum. Suko stand da und lächelte. »Laßt euch durch mich nicht stören. Ich wollte mich nur melden. Du siehst, John, daß mir nichts passiert ist.«

»Ja, zum Glück. Aber wie bist du hereingekommen?«

»Ich fand noch eine Tür. Folgen konnte ich dir leider nicht. Die Magie wirkte nur bei dir, aber wie gesagt, bitte laßt euch nicht stören.«

»Deine Theorie ist nicht von der Hand zu weisen«, sagte ich. »Es ist durchaus möglich, daß jeder Psychonaut, den wir hier sahen, schon einmal in Ägypten gelebt hat. Viele Menschen heutzutage glauben an die Wiedergeburt, und sie finden auch zueinander, gründen Clubs, Zirkel, Vereinigungen...«

»Und nennen sich unter anderem Psychonauten wie der alte Lovecraft.«

»Richtig.«

»Nur erklärt das nicht ihr plötzliches und unerklärbares Verschwinden.«

Da stimmte ich Suko zu und wandte mich wieder an Fatima. »Wie konnten sie plötzlich weg sein? Hast du dafür eine Erklärung?«

»Es ist die Macht des Auges gewesen. Sie besitzt eine schon grandiose Stärke.«

»Steht aber im krassen Gegensatz zu dem Auge auf meinem Kreuz«, gab ich zu bedenken.

Sie antwortete sehr philosophisch. »Alles ist von Natur aus gut. Nur der Mensch manipuliert es und macht die Dinge schlecht. Kann so etwas nicht auch mit dem Auge geschehen sein?«

Suko lachte leise. »Das Mädchen besitzt einen ausgezeichneten Durchblick, John.«

»Das finde ich auch. Was ist mit dem Auge?«

»Noch ist es mir ein Rätsel, aber ich habe etwas gesehen, das ich nie vergessen werde. Ich bekam mit, wie es entstand.« Sie erzählte

uns eine Story, die unglaublich klang und wir sie deshalb schon wieder glaubten. Die Seiten des Dreiecks waren aus den Körpern der Psychonauten entstanden. »Die magische Strahlung auf dem Boden hat das Menschliche ausgesaugt und das Dreieck gebildet.«

Ich geriet leicht ins Schwitzen. Im Hals spürte ich auch ein Kratzen. Sekundenlang schloß ich die Augen. Es war schon harter Stoff, den man uns vorsetzte.

»Zweifelst du?«

»Nein, nein, das nicht. Ich denke nur darüber nach, wie so etwas möglich sein kann.«

»Sollte man es nicht einfach hinnehmen? Du hast das Allsehende Auge zerstört oder es vertrieben. Laß es damit gut sein, Monsieur!«

Himmel, mir fiel ein, daß Fatima ja nicht einmal unsere Namen kannte. Ich holte das schnell nach.

»Ich höre deinen Namen heute zum erstenmal«, gab sie zu.

»Ist auch nicht wichtig.«

Dann schaute sie zu Boden. »Ich möchte noch etwas fragen«, sagte sie mit einer erstickt klingenden Stimme. Bevor sie weiterredete, wischte sie über ihre Augen. »Mir ist da etwas zu Ohren gekommen, ich meine, du hast es gesagt...«

»Dein Vater, nicht?«

Fatima blickte mich direkt an. »Ja, darum handelt es sich. Hast du gelogen, als du...«

Sie wollte, daß es eine Lüge war. Zu meinem Leidwesen mußte ich sie enttäuschen. »Nein, Fatima. Es war keine Lüge. Dein Vater ist tatsächlich tot.«

»Er wurde umgebracht!«

»So ist es. Ich befand mich in der Nähe, ohne eingreifen zu können, weil alles zu schnell ging. Die Psychonauten haben schon längst die Spur deiner Familie aufgenommen. Sie wußten, daß sie nur über dich an die Geheimnisse der Pyramide herankommen konnten, die ihnen

damals verwehrt worden waren. Deine Eltern konnten nicht ahnen, daß du schon einmal gelebt hast. Dein Vater handelte richtig, als er mich einschaltete, auch wenn er dies mit seinem Leben bezahlen mußte. Vielleicht ist er dafür gestorben, damit andere leben können.«

Fatima hatte mir ruhig zugehört. Auch als ich nicht mehr weitersprach, gab sie keinen Kommentar. Nur auf ihrem Gesicht spiegelten sich die Gefühle wider. Da zuckte die Haut an den Wangen, der Mund bewegte sich. Augen füllten sich mit Tränenwasser, und Tropfen liefen als Bahnen dem Kinn entgegen.

»Was ist mit meiner Mutter?«

»Ich kenne sie nicht. Bisher habe ich nur mit deinem Vater gesprochen.«

»Wie hat man ihn umgebracht? Ist er in den magischen Kessel geraten und so verstorben...?«

»Nein. Sie besaßen spezielle Waffen. Messer, die geworfen wurden und sich im Flug verdreifachten.«

Fatima schrak zusammen. »Das sind die Todesdolche.«

»Du kennst sie?«

»Nicht ich. Nechbeth kennt sie. Man hat diese alten Waffen schon zu ihrer Zeit verwendet.«

»Das ist etwas anderes.«

Fatima hob die Schultern. »Ich muß sagen, daß wir Glück hatten. Wahrscheinlich ist jeder Psychonaut mit einem dieser Dolche bewaffnet. Du hast rasch gehandelt. Sie sind trotz ihrer Übermacht nicht dazu gekommen, die Todesdolche einzusetzen.«

»Aber jetzt sind sie verschwunden«, sagte Suko. »Siehst du eine Chance, Fatima, wie wir wieder an sie herankommen können?«

»Ja und nein. Sie werden von ihren Plänen nicht ablassen und versuchen, mich wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Für immer könnt ihr mich nicht beschützen.«

Suko nickte. »Das stimmt.«

»Also wäre es am besten, ihnen entgegenzukommen«, schlug ich vor.

»Wir verlassen die Defensive und gehen zum Angriff über. Das hört sich zwar militärisch an, trifft aber des Pudels Kern.«

Suko hatte begriffen. »Wir reisen nach Ägypten.«

»Zur Cheopspyramide!« präzisierte ich.

Wir warteten auf Fatimas Antwort. Daß sie mit uns fahren mußte, war klar. Allein standen wir auf ziemlich verlorenem Posten. Außerdem kannte sie den Weg zu den eigentlichen Geheimnissen der Pyramide.

»Nun?«

Sie zauderte. »Kann ich nicht meinen Vater vorher noch sehen?«

»Nein, lieber nicht. Die Zeit drängt. Wir müssen so rasch wie möglich in dein Heimatland.«

Sie nickte. »Ja, ich habe verstanden und werde mich auch nicht länger sträuben.«

Ich wandte mich an meinen Freund und Kollegen. »Dann zeig uns mal den Ausgang.«

»Kommt mit!«

Fatima schob ihre Hand in die Beuge meines rechten Ellbogens, als wir die Pyramide verließen, die nur mehr ein normales Bauwerk war, ohne Magie.

Die schmale Tür befand sich an einer anderen Seite. Sie war auch nur bei genauem Hinsehen zu erkennen. Suko drückte sich als erster hinaus in die Dunkelheit der Nacht.

»Alles klar«, meldete er Sekunden später. »Ihr könnt auch kommen.«

Fatima fröstelte. Nervös schaute sie sich um. »Hast du etwas?«

»Ich weiß nicht.« Sie zog die Nase hoch. »Es ist nur ein Gefühl. Ich habe mich bisher gewundert, daß die Psychonauten uns einfach haben gehen lassen.«

»Blieb ihnen etwas anderes übrig?«

»Eigentlich nicht.«

Wir schlugen den Weg zum Ufer ein. Unser Boot fanden wir dort, wo es an Land geschoben worden war. Fatima blickte auf die dunkle Fläche des Sees. »Dort hinten«, sagte sie, »liegt das Internat. Ich konnte es da nicht aushalten. Sie haben mich täglich bedroht, sie waren eigentlich überall.«

»Du hast mit deiner Freundin Claudia darüber gesprochen?«

»Ich mußte mich jemandem anvertrauen.«

»Was gut war, denn durch sie haben wir die Spur zu dir gefunden. Auch wenn Claudia Furcht hatte, wir konnten sie trotzdem überreden.«

»Ich will euch jetzt überreden, an Bord zu gehen«, meldete sich Suko. Ich ließ Fatima einsteigen, dann schob ich das Boot mit dem Heck zuerst ins flache Wasser.

»Wie oft bin ich schon über den See gefahren und habe es genossen«, flüsterte sie. »Jetzt kommt es mir vor wie ein Abschied. Ich werde wohl nicht mehr in das Internat zurückkehren, sollte alles gutgehen.«

»Das wird schon klappen.«

Suko hatte uns erst ausreden lassen. Dann startete er den Motor, der sich sofort meldete.

Mit schäumender Heck-und Bugwelle drehten wir, um einen nördlichen Kurs einzuschlagen.

Fatima hatte am Heck ihren Platz gefunden. Sie wirkte irgendwie verloren, als hätte sie in dieser Welt nichts zu suchen. Die Hände hatte sie mit den Innenseiten gegeneinandergelegt. Mit der Zungenspitze zeichnete sie die Umrisse der Lippen nach.

»Woran denken Sie jetzt, Fatima?« fragte ich, als ich neben ihr Platz nahm.

Sie schüttelte den Kopf. »Eigentlich müßte ich ja an meinen Vater

denken, aber das schaffe ich nicht.«

»Gibt es einen Grund?«

»Ja, John. Etwas schiebt sich immer wieder in meine Gedankenwelt hinein. Ich komme einfach nicht davon los, wie es möglich gewesen ist, daß dieses möglich war. Da sind Menschen geopfert worden.«

»Hat man nicht auch beim Bau der gewaltigen Grabmäler Menschen geopfert?«

»Sicher. Aber auch heute passieren Unglücke, wenn Großprojekte errichtet werden.« Sie faßte sich an ihre Stirn. »Irgend etwas steckt in meiner Erinnerung, aber was...?«

»Liegt es in der Vergangenheit begraben?«

»Nein, als ich im Allsehenden Auge stand. Ich habe nicht nur die Stimme der Prinzessin gehört, da war noch etwas anderes, außer natürlich dem Blick in die Vergangenheit.«

Ich stand auf und ging zu Suko. »Überleg mal«, sagte ich beim Weggehen. »Wenn es dir einfällt, sag uns Bescheid.«

Der Inspektor saß ruhig am Steuer. Auch jetzt huschten wir nicht mit voller Kraft über den See. Von der Seite her schielte mich Suko an. Ich ahnte seinen Blick, denn ich schaute nur über das Wasser. »Woran denkst du jetzt, John?«

»An die Pyramide.«

»Und weiter?«

»Ob die Esoteriker recht mit ihrer Behauptung haben, daß in ihr das Wissen der Welt verborgen ist.«

Mein Freund hob die Schultern. »Wir werden es bald feststellen, aber möglich ist alles.«

»Dann müßte diese geheimnisvolle Kammer tatsächlich von den Atlantern gebaut worden sein.«

»Sicher. Sie waren ein Volk, das auch reiste. Es hat überall seine Spuren hinterlassen.«

»Wenn wir dort tatsächlich Voraussagen oder etwa einen Weltenkalender finden, könnte unter Umständen auch der Seher Nostradamus davon gehört haben.«

»Ware auch ein Psychonaut?«

»Das ist die Frage. Allmählich schließe ich nichts mehr aus. Ich habe nur Angst um Fatima. Außerdem kann ich mir vorstellen, daß uns die Psychonauten schon sehnsüchtig erwarten werden, wenn wir in Ägypten eintreffen. Bereite dich auf einen heißen Tanz vor.«

»Keine Sorge, das werde ich schon machen.«

»John!« Fatimas Stimme klang dünn, als sie nach mir rief. Ich ging zu ihr.

»Ist dir etwas eingefallen?«

»Ja, ich weiß jetzt, was mich irritierte. Es war der Geruch, John.« Sie faßte nach meiner Hand. Ihre fühlte sich kalt an. »Es war ein furchtbarer Geruch, den ich zuerst nicht einordnen konnte. Dann aber, alsdann fiel es mir ein.«

»Wonach roch es?«

Sie schluckte. »Ich kann es kaum sagen, aber ich erinnere mich an den Geruch auf Friedhöfen. Nach Verwesung und so...«

Ich reagierte kaum, nur mein Gesicht versteinerte, was das Mädchen wiederum irritierte. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein, Fatima. Es war schon gut, was du uns erzählt hast. Das mit dem Geruch kann...«

»John!« Diesmal rief Suko. »Ich schätze, wir bekommen Besuch.«

»Moment«, sagte ich zu Fatima und blieb neben meinem Freund stehen, der auf das Wasser deutete. Über die dunkle Fläche hinweg bewegte sich ein schmaler Schatten. Ein Boot, das keine Positionsleuchten gesetzt hatte, aber größer war als das unsere.

»Keine Positionsleuchten«, sagte Suko. »Der Kurs gefällt mir auch nicht. Es hat den Anschein, als wollte es uns rammen.«

»Wenn wir den Kurs halten, bestimmt.«

»Danke für den Rat.« Suko grinste. »Sitzt Fatima gut?«

»Natürlich.«

»Dann halte dich fest, Alter!«

Suko gab Gas. Plötzlich schob sich der Bug in die Höhe, als wollte er gegen den Himmel steigen. Gleichzeitig lenkte der Inspektor das Boot in eine Linkskurve. Er nahm sie ziemlich eng, wir kippten, einige Wellenspritzer huschten über den Rand hinweg und bildeten Pfützen. Nach Westen schossen wir davon. Ich drehte mich um, hörte Fatimas Frage, die aber im Dröhnen des Motors unterging.

Das andere Boot blieb uns am Heck. Sein Lenker hatte das Manöver durchschaut und ebenfalls nachvollzogen. Nur in einem etwas weiteren Kurvenbogen.

Trotz der Größe war es schneller. Dafür sorgten die starken Motoren. Vor dem Bug, wo Wasser und Wellen geteilt wurden, entstand ein langer Schaumbart, der dann an den Seiten des Schiffes weglief.

»Da will doch jemand verhindern, daß wir nach Ägypten fliegen«, sagte Suko.

»Er soll sich irren.«

»Hoffentlich.«

»Wieso? Hast du Probleme?«

»Ja, mit dem Motor oder was weiß ich. Da kommt nichts mehr. Ich kann nicht schneller werden.«

Mein Blick flog nach rechts zum Ufer hin. Als dunkle Parallele, nur ab und zu von Lichtern unterbrochen, zog es vorbei.

Und das zweite Boot holte auf.

Auch Fatima hatte es bemerkt. »Damit sind sie bestimmt zur Insel gekommen!« rief sie.

Sie mochte recht haben. Wir hätten auf dem Rückweg auch nachschauen sollen. Jetzt war es zu spät.

Die anderen holten verdammt schnell auf und saßen uns im Nacken

wie ein stählernes Gebirge.

Ich atmete die kühle Luft durch die Nase ein. Scharf blies der Wind in unsere Gesichter. »Fahr du weiter, Suko, ich gehe zu Fatima. Die sitzt mir zu sehr auf dem Präsentierteller.«

»Okay.«

Geduckt lief ich los, hatte Mühe mit dem Gleichgewicht und schaute über das Heck hinweg.

Gefährlich groß sah ich die Bugspitze des Verfolgerbootes vor mir. Sie kam mir vor wie ein gewaltiges Messer oder Schwert, das alles zerteilen wollte, das sich ihr in den Weg stellte.

Das Mädchen kniete auf der schmalen Bank, den Blick auf die Verfolger gerichtet. Als ich sie an der Schulter berührte, schrie sie vor Schreck auf und drehte sich um.

»Runter mit dir, Mädchen. Auf die Planken.«

»Wieso denn? Ich...«

»Mach schon.« Ich zog sie von der Bank. Sie gehorchte, ich aber blieb hocken und sah, daß die anderen noch weiter aufholten. Wer sich hinter dem kleinen Brückenaufbau verbarg und das Boot lenkte, war nicht zu erkennen.

Es kam mir vor wie ein Geisterschiff.

Es wurde noch schneller. Suko mußte entscheiden, ob er noch einige Ausweichmanöver durchführte oder nicht. Er schaute hin und wieder zurück, aber es war zu spät.

Mir kam es vor, als würde das Verfolgerboot aus den Wellen springen, so sehr beschleunigte es. Ein wenig veränderte es den Kurs nach Backbord hin, so daß es uns nicht rammte.

Dafür geschah etwas anderes. Als es sich mit dem Heck unseres Bootes auf einer Höhe befand, löste sich etwas von Bord und flog in hohen Bögen auf uns zu.

Es waren an Seilen befestigte Enterhaken. Sie wirbelten nieder, das Metall blitzte, die konnten auch töten oder verletzen, wenn sie uns

trafen, aber sie waren nicht auf uns persönlich gezielt worden. Die anderen wollten nur das Boot.

Mit hellen Schlägen klatschten sie gegen die Reling und hakten sich dort fest.

Unser Boot kippte nach Backbord weg. Fatima rutschte ebenfalls, ich klammerte mich ebenso fest wie Suko auf seinem Sitz, aber wir konnten nichts mehr tun. Die anderen waren schneller, besser und kräftiger. Unser Boot geriet in die Klauen des größeren und wurde in Richtung Bordwand gedriftet.

Dann prallte es dagegen.

Der Stoß rüttelte uns durch. Mit dem Bug tauchte es in das dunkle Wasser. Dafür lag die Heckschraube plötzlich frei und drehte heftig durch. Wir trieben etwas ab, blieben aber an den Enterhaken hängen, die uns wieder gegen die Bordwand donnerten.

Ich kam mir vor wie ein menschlicher Spielball, hatte mich zwar festgeklammert, aber die anderen Kräfte schoben mich von einer Seite auf die andere.

Wenn ich schräg über unsere Bordwand hinwegschielte, sah ich die Reling des anderen Bootes über der unseren. Da tauchten sie plötzlich auf.

Drei Gestalten, die Enden der Enterleinen in den Händen haltend und mit einer mörderischen Kraft versehen. Menschen besaßen die Kräfte oft nicht. Aber es waren auch keine Menschen, sondern drei hundsköpfige, widerliche Ghouls...

Auch Fatima hatte sie gesehen. »Das sind sie!« schrie sie. »Das sind die Männer. Der Gestank, ich kenne ihn, es...«

Auf ihre Worte konnte ich nicht weiter achten, wir mußten die verdammten Ghouls auslöschen.

»Du bleibst hier, was immer auch geschieht! Bleib auf dem Boot!«

Da wir noch immer zusammenklebten und dabei fuhren, konnte ich nicht aufspringen. Die wilden Bewegungen hätten mich über Bord

geschleudert. Ich hatte schon Mühe, überhaupt zu knien. Suko ging es ähnlich.

Ohne daß wir uns abgesprochen hatten, war in seinem Kopf derselbe Plan gereift. »Springen wir?«

»Okay!«

Es war ein riskantes und lebensgefährliches Unternehmen, aber auch eine Chance!

Als Suko startete, schnellte auch ich vor. Die Breite unseres Bootes war schnell überwunden. Jetzt mußte es mir nur noch gelingen, die andere Reling zu umklammern.

Fatima schaute aus weitgeöffneten Augen zu. Sie wirkte wie gehetzt, die Angst war spürbar.

Sie sah, daß zwei Männerkörper in die Höhe schnellten, sich streckten und zufaßten.

Geschafft!

Zugleich umschlangen Sukos und meine Hände den oberen Handlauf der Reling. Unsere Füße schwebten in der Luft, sie bekamen erst Sekunden später Halt, als ich mich hochzog, für einen Moment an der Außenwand klebte und mich dann über die Reling hinwegschwang. Ich krachte seitlich auf die Planken und rollte mich sofort weiter, um möglichst kein Ziel zu bieten, denn ich dachte auch an die verdammten Todesmesser, die ich schon einmal erlebt hatte.

Von den hundeköpfigen Ghouls sah ich vorerst nichts. Die hatten die Enterleinen festgehakt, das Boot aber fuhr weiter. Suko huschte auf mich zu. »Bleib du hier!« keuchte er. »Ich schaue mich auf der Brücke um.«

Tatsächlich besaß diese Yacht so etwas wie eine Brücke. Suko mußte hinaufklettern.

Was er dort tat, sah ich nicht, aber er stellte den Motor aus. Radikal verlor die Yacht an Geschwindigkeit. Sehr bald sah ich ihn wieder. »Es war niemand oben. Das Boot besitzt eine automatische

Steuerung, die sie wohl eingeschaltet haben müssen.«

»Und wer, bitte sehr?«

»Die Ghouls.«

»Wo sind sie?«

Bisher hatte sich keiner von ihnen an Deck gezeigt. Wir standen da und überlegten.

Suko deutete in die Tiefe. »Ich werde dort einmal nachschauen«, schlug er vor.

»Okay, mach das!«

Mein Freund verschwand. Ich hatte die Beretta gezogen, den Arm halb erhoben und näherte mich mit vorsichtigen Schritten dem Heck, das etwas übersichtlicher war als die Bugfront.

Leider auch leer.

Unter mir rumorte Suko. »Hast du was entdeckt?« schrie ich ihm zu.

»Nein, nichts. Es ist alles wie ausgeflogen. Das verstehe ich nicht. Wie sieht es bei dir aus?«

»Auch mies.«

Da hörten wir das Aufbrüllen eines Bootsmotors. Wie ein Blitz erschien Suko wieder an Deck.

Er kam ebenso zu spät wie ich, der ich schon an der Reling stand. Eine helle Spur hinter sich herziehend, rauschte unser Boot mit Fatima als Passagier davon.

Leider war sie nicht die einzige. Drei Ghouls mit Hundeköpfen hielten sie gefangen.

Sie lag auf dem Boden. Einer hockte auf ihren Beinen, der zweite auf dem Oberkörper, und der Kahn entfernte sich von Sekunde zu Sekunde mehr von dieser Yacht.

Suko ballte die Faust. Dann wirbelte er herum. »Wir sind schneller, John.«

Er hastete die Brücke hoch. Ich lief hinter ihm her in die verglaste Kanzel.

Suko konnte sich im Moment nicht aus. Er suchte noch nach dem Starter. Das war unser Glück, denn ich hörte plötzlich das verräterische Ticken rechts von mir.

Innerhalb einer Sekunde erbleichte ich. Als Suko starten wollte, zerrte ich ihn zurück.

»Was ist denn, Mensch?«

»Eine Bombe!«

»Was?«

Ich legte einen Finger auf meine Lippen. Suko verstand das Zeichen, er wurde ruhig, hörte auch das Ticken und fragte: »Von Bord gehen?«

»Und wie!«

Wir gingen nicht, wir sprangen. Nebeneinander tauchten wir in den Lac Léman. Das Wasser besaß zwar eine gewisse Wärme, dennoch kam es mir verflucht kalt vor.

Wie weit es bis zum Ufer war, konnten wir nur schätzen. Jedenfalls wollten wir es so rasch wie möglich erreichen und kraulten von der Yacht weg.

Noch saß uns beiden die Angst im Nacken. Die Zeitbombe konnte jeden Augenblick detonieren. Dann hofften wir, so weit wie möglich davon entfernt zu sein.

Wir hatten Glück, es verging noch eine Weile. Dann aber lief nichts mehr. Wir hörten den Knall, sahen das Feuer als Widerschein über den See huschen und tauchten weg, um von der Druckwelle nicht noch erwischt zu werden.

Unter Wasser kraulten wir weiter, hinein in die Wogen, die uns packten und noch tiefer drückten. Die Druckwelle hatte sich nicht nur oberhalb ausgebreitet. Wahrscheinlich war die Yacht gesunken. Der sich anschließende Strudel hatte uns noch erwischt.

Trotzdem schafften wir es, ihm davonzukraulen. Die Trümmer regneten in den See. Glücklicherweise nicht in unsere Nähe, wir

kamen unbeschadet davon.

Nur wurde die Strecke ziemlich lang. Als wir endlich einen Fuß auf den trockenen Boden setzen konnten, waren wir beide erschöpft. An der Kaimauer, die genügend Deckung bot, hockten wir uns nieder. Inzwischen war die Wasserschutzpolizei alarmiert worden. Die Stelle, wo die Yacht ihr nasses Grab gefunden hatte, war taghell durch starke Scheinwerfer erleuchtet.

Bei mir klapperten zuerst die Zähne. »Ich glaube, Suko, wir sollten uns verziehen.«

»Nichts dagegen. Nur - wohin? Jetzt schon nach Ägypten?«

»Am liebsten ja. Aber ich denke auch an die Polizei, der wir einen Tip geben sollten.«

»Meinetwegen. Hoffentlich stellen sich die Kollegen dabei nur nicht zu pingelig an...«

Sie stellten sich pingelig an. Ich hätte es auch an ihrer Stelle getan, wenn ich ehrlich sein sollte. Auch daß wir Kollegen waren, ließ ihr Mißtrauen kaum schwinden. Wenigstens hatten wir Decken bekommen und auch heißen Tee.

Dann wurden die Gespräche mit dem Yard geführt. Sir James schaltete sich ein. Er holte einen Bekannten in Bern aus dem Bett. Der Mann hatte etwas zu sagen und gab klare Anordnungen, denen sich die Beamten in Lausanne fügen mußten. Somit waren Suko und ich voll rehabilitiert.

Wir legten dafür einen Teil der Karten auf den Tisch und erklärten den Kollegen auch, wo sie eine Leiche finden konnten. Ich fügte gleich hinzu, daß sich der Mann vergiftet hatte.

Mit dem Bootsverleiher sprachen wir auch über Schadensersatzforderungen, die Scotland Yard begleichen sollte. Nach Mitternacht schließlich fuhren wir in unser Hotel, wo die Zimmer noch reserviert waren.

Ich sprach noch einmal mit London und schenkte Sir James reinen Wein ein. »Dann fliegen Sie nach Ägypten«, sagte er. »Versuchen Sie, die nächste Maschine zu bekommen.«

»Es wird uns nichts anderes übrigbleiben.«

»Glauben Sie denn, daß Sie Fatima retten können?«

»Ich hoffe es, Sir.«

»Gut, ich setze mich mit der Botschaft in Verbindung und werde Sie avisieren.«

»Danke, Sir.«

»Viel Erfolg.«

Müde legte ich den Hörer zurück. Auch ich fühlte mich kaputt. Suko lehnte an der Wand und starrte ins Leere. »Das war ein Schuß in den Ofen«, sagte er leise. »Sogar ein verdammt großer.«

Ich ließ mich auf das Bett fallen und blieb dort sitzen. Eingehüllt hatte ich mich in den Hotelbademantel. Die Kleidungsstücke waren uns zur Verfügung gestellt worden. »Aber wir wissen jetzt mehr als noch vor einigen Stunden.«

»Fatima ist der Schlüssel zu den Psychonauten.« Suko pflanzte sich in einen schmalen Sessel. »Du hast die Psychonauten ja auf der Insel Samos erlebt. War der Unterschied zu diesen hier sehr groß?«

»Äußerlich nicht, aber innerlich schon. Weißt du, die auf der Insel sahen ein, daß die Menschheit noch nicht reif ist, um gewisse Dinge begreifen zu können. Bei denen, die wir zu bekämpfen haben, sieht die Sache anders aus. Die wollen und nehmen keine Rücksicht.«

»Glaubst du, daß sie schon einmal gelebt haben und so wiedergeboren sind, wie sie aussahen?«

»Ich tendiere dazu.«

»Dann frage ich mich allerdings, wie so etwas überhaupt möglich war. Welchen Weg sind sie gegangen?«

»Wir werden sie schon selbst fragen müssen.«

»Ich freue mich schon auf die Antworten«, sagte Suko.

»Dito, mein Lieber. Nur sollten sie nicht mit dem Drei-Klingen-Messer gegeben werden. Darauf stehe ich nämlich überhaupt nicht...«

Manchmal fragt man sich, ob es tatsächlich noch Maschinen gibt, die pünktlich starten oder landen. Die Verspätungen im Luftverkehr häuften sich in der letzten Zeit, so daß auf die angegebenen Zeiten überhaupt kein Verlaß mehr war.

Die Maschine von Zürich nach Kairo sollte am frühen Mittag von Kloten aus starten. Um vierzehn Uhr hockten wir noch immer im Warteraum und waren inzwischen mit Tee oder Saft versorgt worden. Ungeduld breitete sich unter den Reisenden aus. Besonders unter denen, die geschäftlich in Kairo zu tun hatten und an Termine gebunden waren. Die Beschwerden häuften sich, doch die netten Damen von der Swiss Air konnten nur die Schultern heben. An ihnen lag es sicherlich nicht.

Suko und ich hatten im letzten Augenblick noch zwei Tickets für Einzelplätze ergattern können. Suko saß in der Mitte des Clippers, ich hinten. Alles andere war belegt.

Gegen 14.30 Uhr konnten wir den Warteraum endlich verlassen und die Maschine besteigen.

Das Murren der Passagiere hatte aufgehört. Jeder suchte seinen Platz, schnallte sich an und lauschte den Durchsagen der Stewardessen, die ihre Sicherheitsmaßnahmen zeigten und erklärten. Es war für sie Routine. Sie brachten die Sätze mit einem stoischen Lächeln über die Lippen. Auch die meisten Passagiere schauten kaum hin, sie kannten das Spiel schließlich. Nur die mitfliegenden Kinder interessierten sich dafür.

Der Start verlief glatt. Ich hatte mich entspannt und die Augen geschlossen. Mein Platz befand sich außen am Gang, neben mir hockte eine dicke Frau, die mit ihrem Sohn flog, der höchstens zehn

Jahre alt war und Krach für zwei machte.

Wolken zogen an der Maschine vorbei. Dann erreichten wir eine größere Höhe, dicht unter dem Himmel, wie es schien. Grell leuchtete die Sonne. Wir wurden vom Kapitän begrüßt, der uns einen wettermäßig ruhigen Flug versprach. Das beruhigte die Passagiere, so konnte das verspätete Mittagessen serviert werden.

Es gab Schweizer Rösti, dazu ein Stück Lamm mit einer leckeren Soße. Ich ließ es mir schmecken und bestellte eine kleine Flasche Rotwein. Das Essen entspannte mich, was mir auch verflücht guttat nach den immensen Anstrengungen.

Meinen Freund Suko konnte ich nicht sehen. Die hohen Rückenlehnen nahmen mir die Sicht. Der Junge, zwei Plätze weiter, war eingeschlafen, und auch die Mutter wurde nach dem Abräumen des Plastikgeschirrs müde und schlief ein.

Allerdings störte mich ihr Schnarchen.

Hin und wieder gab der Kapitän Positionsmeldungen durch, wo wir uns befanden.

Es war hinter Rom, und ich hatte eigentlich vor, ein Schläfchen zu machen, als die Stimme des Kapitäns noch einmal aufklang. Diesmal galt sie einem Passagier.

»Mr. Sinclair bitte ins Cockpit!«

Zunächst dachte ich an einen Traum und stand erst auf, als die Durchsage wiederholt wurde.

Zahlreiche Augenpaare starrten mich an. Neben Sukos Sitz blieb ich für einen Moment stehen.

»Was ist?« zischte mein Freund.

»Keine Ahnung.«

Ich konnte seinen besorgten Blick verstehen, mir erging es ebenfalls nicht anders. Auf dem Weg zum Ziel überlegte ich, was der Grund für diesen Ruf hätte sein können. Ich kam leider zu keinem Ergebnis. Möglicherweise ein Anruf oder eine Nachricht.

Wir würden sehen. Die Stewardess stand vor der Tür. Sie lächelte, aber das Lächeln wirkte verkrampft.

»Was ist geschehen?« fragte ich.

»Bitte, gehen Sie hinein!«

»Was ist los?«

»Ich... ich kann Ihnen nichts sagen.«

»Okay, ich gehe.« Mit einem sehr unguten Gefühl öffnete ich vorsichtig die Tür. Ich rechnete mit einem Highjacker, mit Magie, mit allem möglichen. Die Wahrheit jedoch war viel schlimmer. Kaum hatte ich die Tür geöffnet, als ich abrupt stehenblieb. Innerhalb des verhältnismäßig kleinen Cockpits stand ein türkis leuchtendes Dreieck. Darin zeichneten sich die Umrisse von Menschen ab. Es waren die hundeköpfigen Ghouls!

Pilot und Copilot saßen unbeweglich auf ihren Plätzen. Sie starrten ins Leere, als wären sie hypnotisiert worden. Zumindest der Pilot war es nicht, denn er sprach mich an.

»Sie sollen hereinkommen, Mr. Sinclair, und die Tür schließen.«

Das tat ich auch. »Und weiter?« fragte ich.

»Sir, ich möchte hier keine Fragen stellen, ich weiß nur, daß es einzig und allein auf Sie ankommt, ob wir überleben oder untergehen.«

»Was muß ich tun?«

»Ich möchte Ihnen auch mitteilen, daß ich nicht weiß, wie es geschehen konnte, daß dieses ungewöhnliche Gebilde im Cockpit erschien. Jedenfalls ist es vorhanden, und es hat auch seine Funktion, die nur Sie allein etwas angeht.«

»Ich kenne es.«

»Dann wissen Sie sicherlich auch, was Sie zu tun haben?«

Ich ahnte es, sagte aber das Gegenteil. »Tut mir leid, aber ich habe keine Ahnung.«

»Sie sollen in das Dreieck steigen. Mehr haben sie nicht verlangt.

Wenn Sie es nicht tun, wird diese Maschine mit all den Passagieren vernichtet. Und ich persönlich glaube, daß dies kein Bluff ist, Mr. Sinclair.«

»Da haben Sie wohl recht.«

»Dann tun Sie es. Retten Sie Menschenleben!« Der Kapitän sprach wie ein Automat. Entweder war er beeinflußt worden oder stand unter Schock. Mir war mittlerweile der Schweiß ausgebrochen. Erstens hatte es mich geschockt, daß wir dermaßen unter Kontrolle standen, und zweitens fragte ich mich, was die andere Seite damit bezweckte, wenn ich in das Dreieck stieg. Schon einmal hatte ich der Magie des veränderten Allsehenden Auges widerstehen können.

Was also war der Grund?

»Und noch etwas sollen Sie tun, Mr. Sinclair. Man hat mir gesagt, daß Sie sich im Besitz eines Kreuzes befinden. Die anderen, wer immer sie sein mögen, wollen nicht, daß Sie das Kreuz mitnehmen, wenn Sie in das Dreieck gehen. Sie haben mir einen klaren Auftrag erteilt. Nehmen Sie das Kreuz und geben Sie es vorher bei mir ab.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht. Die Psychonauten hatten erleben müssen, wie schweres für sie war, gegen das ursprüngliche Allsehende Auge anzukommen. Aus diesem Grunde wollten sie mich waffen-und hilflos machen.

Aber konnte ich das Risiko eingehen?

Wenn ich das Kreuz weggab, hatte ich meine stärkste Waffe im Kampf gegen die Psychonauten verloren. Behielt ich es, würden Menschen sterben. Männer, Frauen und Kinder.

Der Schweiß nahm zu, die Ungeduld des Piloten ebenfalls.

»Mr. Sinclair, die Zeit ist begrenzt, wie man mir sagte. Die Vernichtung dieser Maschine mit ihren Insassen wird sonst eingeleitet. Ich weiß nicht, wie, aber ich kann mir vorstellen...«

»Schon gut, Sir, ich erledige das.«

Jetzt drehte sich der Mann um. Er konnte an dem Dreieck

vorbeischaun. Der Pilot mochte etwa in meinem Alter sein. Das Gesicht hatte eine graue Farbe bekommen. In den Augen stand die Furcht. Er schwitzte ebenso wie ich.

»Mr. Sinclair, ich hatte einmal auf einem Flug in den nahen Osten einen Highjacker. Bei dem wußte ich, woran ich war. Wir haben ihn überwältigen können, aber das hier ist mir ein Rätsel.«

»Ja, mir auch«, flüsterte ich.

Bittend schaute er mich an. »Gehen Sie denn auf die Bedingungen, die gestellt wurden, ein?«

Als Antwort holte ich mein Kreuz hervor, verfolgt von den Blicken des Piloten. »Es ist wunderschön«, sagte er und streckte mir die Hand, seitlich an der Rückenlehne vorbei, entgegen. »Ich werde es in Ehren halten, das verspreche ich Ihnen.«

»Natürlich«, flüsterte ich, »machen Sie das...« Ich schaute noch einmal auf das leuchtende Dreieck und suchte nach einem Unterschied zu dem in der Pyramide.

Es gab keinen.

Ich sah die Hand des Piloten und auch seine zitternden Fingerspitzen. Dieser Mensch stand ebenfalls unter einem ungeheuren Druck. Einen Vorwurf, daß er so und nicht anders handelte, konnte ich ihm nicht machen. Er mußte an das Wohl der Passagiere denken.

»Bitte, Mr. Sinclair...«

»Einen Moment noch.« Es war keine Absicht, aber ich wollte mir die Seiten noch einmal anschauen. Dort zeichneten sich tatsächlich die hundsköpfigen Ghoulgestalten ab. Und zwar so, als würden sie unter einem flimmernden Schleier stehen.

Selbst der Geruch wehte mir entgegen...

»Hier, das Kreuz«, sagte ich.

Dann passierte es!

Suko war seinem Freund John Sinclair mit den Blicken gefolgt, wie es auch die anderen Passagiere getan hatten. Nur erlahmte deren Interesse sehr bald, während Suko dasaß wie auf glühenden Kohlen. Er dachte verzeifelt über den Grund nach, weshalb John ins Cockpit gerufen worden war. Das kam auf Flügen nicht sehr oft vor. Die übrigen Passagiere rückten sich wieder in bequemere Lagen und dösten vor sich hin. Zwar dauerte ein Flug von Zürich nach Kairo keine Ewigkeit, doch die Stunden in der Luft wollten viele für ein Schläfchen nutzen.

Suko war das Gegenteil von müde. Hellwach saß er in seinem Sitz, volle Konzentration, den Blick dorthin gerichtet, wo ein Vorhang die erste von der normalen Klasse abschirmte.

Er hatte auf die Uhr geschaut.

Sekunden vertickten. Viel zu schnell, wie er meinte. Eine Minute war vergangen, die zweite brach an, rann vorbei. Bevor der Sekundenzeiger die dritte Minute überspringen konnte, stand Suko auf. Ihn beobachtete kaum jemand, als er den Gang durchschritt in Richtung Pilotenkanzel.

Aus der Pantry kam die Stewardess. Sie wollte einen der Getränkewagen herausschieben, sah Suko und bekam einen roten Kopf.

»Monsieur, wo wollen Sie hin?«

»Ich muß nach vorn zu meinem Freund John Sinclair.«

»Ins... ins Cockpit?«

»So ist es.«

»Nein!« rief sie. »Das können Sie nicht. Das ist verboten, unmöglich!«

»Doch, ich kann.« Sukos Antwort klang hart. Er drückte sich an der Person vorbei.

»Nein, ich darf es nicht zulassen!« Sie griff nach ihm, um ihn an der Schulter heranzuziehen.

Suko umfaßte blitzschnell ihr Handgelenk und drehte es. Die Stewardess wollte schreien, doch Suko kam ihr zuvor. Er zischte sie hart an und schüchterte sie ein. »Hören Sie, Mademoiselle. Unser Leben ist in höchster Gefahr. Ich muß in das Cockpit!«

»Ja schon, aber...«

»Kein Aber. Ich werde das Cockpit betreten, und Sie schaffen es nicht, mich daran zu hindern.«

»Sie machen sich strafbar.«

»Vielleicht. Möglicherweise werde ich auch als Held gefeiert. Jedenfalls bin ich Polizist.«

Er ließ die junge Frau los, die mit beiden Händen ihr malträtiertes Gelenk umklammerte.

Suko benötigte nur noch zwei Schritte, um die Tür zu erreichen. Er wußte nicht, was sich dahinter abspielte, aber er wollte auf Nummer Sicher gehen, zog die Dämonenpeitsche und schlug einmal einen Kreis über den Boden. Die drei Riemen rutschten hervor, dann zog er zusätzlich noch die Beretta, als Polizist hatte er sie mitnehmen dürfen, und riß mit einem blitzschnellen Ruck die Tür auf...

Ich hörte einen Schrei!

Den hatte keiner derjenigen abgegeben, die im Cockpit waren. Er war in meinem Rücken aufgeklungen.

Dann wischte jemand an mir vorbei, rempelte mich an, so daß ich zur Seite flog, irgendwo auf dem Notsitz landete und außer Gefecht war. Suko aber nicht.

Schon einmal hatte er mit seiner Dämonenpeitsche gegen einen hundeköpfigen Ghoul gekämpft. Diesmal setzte er sie gegen das Dreieck des Allsehenden Auges ein.

Und Suko schaffte es, die Wesen zu überraschen. Er schlug dreimal zu. Die Riemen hieben in die Seiten des Dreiecks hinein. Wo sie berührt wurden, flammten sie plötzlich in einem weißen Licht auf,

bevor sie zusammenfielen und dabei zu Feuersäulen wurden.

Kein Feuer, das Wärme brachte. Sie vergingen in den kalten, magischen Flammen, hervorgerufen durch die Macht der Dämonenpeitsche, die zu Suko gehörte, wie der Senf zur Wurst.

Im Cockpit fand die magische Entladung statt. Dieser kleine Raum wurde zu einer regelrechten Hölle, die sekundenlang nur stand und dann verschwunden war.

Suko ließ den rechten Arm mit der Peitsche sinken. Die Stewardess schaute durch die Tür, verstand die Welt nicht mehr, zog sich aber sicherheitshalber zurück.

Der Inspektor nickte. »Das wäre es dann wohl gewesen«, sagte er mit klarer verständlicher Stimme. »War das Rettung im letzten Augenblick, John?«

Ich quälte mich aus dem Notsitz hervor. »Im allerletzten, mein Lieber, das kann ich dir sagen.«

Pilot und Copilot verstanden die Welt nicht mehr. Käsige Gesichter sahen sie aus, schüttelten die Köpfe und starrten dorthin, wo vor kurzem noch das Dreieck gestanden hatte.

Auch ich mußte mich erst wieder fassen, bevor ich auf Sukos Frage antworten konnte.

»Sie wollten, daß ich mein Kreuz abgebe, das war der Grund. Sie mußten mich aus dem Verkehr ziehen, sonst hätte es schweren Ärger gegeben.«

»Für sie?«

»Klar.«

»Das heißt, sie halten uns unter Kontrolle.«

»Richtig.«

»Und wodurch?«

»Frag mich was Leichteres.« Dabei schaute ich auf mein Kreuz und sah auch das Allsehende Auge. »Vielleicht ist das Auge der springende Punkt. Weil es sich auf dem Kreuz befindet und ich

dessen Träger bin, ist es möglich, daß die andere Seite uns unter Kontrolle hält. Oder sehe ich das falsch?«

»Sicherlich nicht«, sagte Suko.

»Hören Sie mal«, meldete sich der Kapitän. »Wovon reden Sie hier eigentlich?«

»Das möchte ich auch gerne wissen«, stand ihm der Copilot bei.

»Wollen Sie die Antwort haben?«

»Natürlich.«

»Ganz einfach gesagt, es geht um Magie, meine Herren. Was Sie in dieser Kanzel erlebt haben, kann ich Ihnen rational nicht erklären. Nehmen Sie es hin als ein magisches Phänomen.«

»Das sollen wir Ihnen glauben?« fragte der Kapitän. Auf einem Schild an der Jacke stand sein Name. »Monsieur Durant, das müssen Sie mir glauben. Es gibt einfach keine zweite Erklärung, tut mir leid, Monsieur.«

»Ich habe mal einen Gruselfilm gesehen, wo plötzlich ein Monster auf der Tragfläche eines Fluzeugs erschien...«

»Das war Film.«

Er wollte sich über dieses Thema nicht länger unterhalten und winkte ab.

»Ist die Gefahr jetzt vorbei?«

»Davon können wir ausgehen.«

»Ich müßte normalerweise eine Meldung abgeben...«

»Lassen Sie es sein, Monsieur Durant! Springen Sie diesmal über Ihren eigenen Schatten.«

Für eine Weile schaute er mir ins Gesicht. »Gut, ich werde den Vorfall vergessen und auch die Stewardessen vergattern, kein Wort zu sagen. Sie können sich auf uns verlassen.«

»Danke — ach, noch etwas. Ich habe gesehen, daß in der ersten Klasse noch einige Plätze frei sind. Können sich mein Partner und ich dort hinsetzen?«

Er nickte. »Heute gibt es nur Ausnahmen. Weshalb hat man es eigentlich auf Sie abgesehen?« wollte er noch wissen.

»Vielleicht, weil wir Polizisten sind«, erwiderte Suko trocken.
»Guten Flug und many happy landings...«

»Danke.«

»Humor hast du ja«, sagte ich zu meinem Freund, als wir die erste Klasse betraten.

»Was bleibt einem in dieser Situation noch übrig?«

»Stimmt.«

Die Sitze waren bequemer, auch die Beinfreiheit stimmte. Nur die Stewardess schaute wie ein Auto, als sie uns sah. Die anderen vier Passagiere in dieser Klasse schliefen. Sie hatten von den Vorgängen nichts mitbekommen.

Wenige Minuten später bekamen wir eine Tasse Kaffee. »Tja«, sagte Suko und räkelte sich. »Dann reisen wir eben wie die Manager, alter Junge.«

»Warum auch nicht?« Ich mußte lachen.

»Hast du was?«

»Ja, mir ist soeben ein Satz eingefallen. Erster Klasse in den Tod. Mal was Neues, wie?«

»Ich weiß nicht. Aber tot ist tot. Ob erster oder zweiter Klasse.«
Mehr sagte Suko nicht mehr. Er schloß die Augen und schlief übergangslos ein.

Nerven hatte der Junge, Nerven...

Kairo!

Eine Stadt, die kaum zu beschreiben war. Jedenfalls konnte sie sich als größte des afrikanischen Kontinents fühlen und ansonsten auch noch einige Superlative präsentieren. Keine Stadt in Afrika war so voll, so schmutzig und so versmugt wie eben Kairo.

Von Verkehr konnte man nicht sprechen. Der Begriff Chaos war da

schon zutreffender.

Auf dem Flughafen bekamen wir bereits die Hektik dieser Stadt zu spüren. Wer schwache Nerven besaß, verlor sie in diesem gewaltigen Wirrwarr vollends.

Zollkontrollen, Warteschlangen, lamentierende Mütter, hektische Geschäftsreisende, das alles vermischte sich noch mit den Gruppen der Pauschaltouristen, die sich über lange Abfertigungszeiten beschwerten, obwohl sie doch nichts zu schmuggeln hatten, was diese Kontrollen gerechtfertigt hätte.

Wir sollten abgeholt werden und warteten noch vor der Zollkontrolle hinter einer Barriere. In der Nähe standen zwei finster aussehende Soldaten mit schweren Maschinenpistolen. Sie schauten zu uns herüber, als wollten sie uns fressen.

Wir sahen noch einmal den Kapitän. Mit seiner Mannschaft ging er auf die Zollkontrolle zu. »Viel Spaß in Ägypten!« wünschte er uns.

»Gleichfalls.«

Er ging schnell weiter.

Einige Minuten später kam jemand. Ein Mann im braunroten Anzug, einem weißen Hemd und einem gewaltigen Bauchansatz über dem straff gespannten Hosengürtel. Stark war auch sein Gesicht. Auf der Oberlippe wuchs ein gewaltiger Schnauzbart, der aussah, als wäre er frisch mit schwarzer Schuhwichse beschmiert worden. Erst aus der Nähe sahen wir seine Tränensäcke. Sie paßten zu dem verlebt wirkenden Gesichtsausdruck. Dieser Knabe hatte bestimmt nichts anbrennen lassen.

»Sie sehen aus, als müßten Sie...«

»Sind wir auch«, sagte Suko und stellte uns vor.

Der Ägypter lachte. Wir erfuhren auch seinen Namen. Er hieß Ibrahim Kasnei.

»Gut, Mr. Kasnei«, sagte ich, »jetzt würde uns nur noch interessieren, wo wir Sie hinstecken können.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Sind Sie Polizist?«

»Hä!« machte er. »Sehe ich so aus? Nein, ich arbeite für die Regierung, Gentlemen, und übernehme Schutzaufgaben für dem Land sehr wertvolle Gäste. Sie gehören dazu.«

»Danke, wir fühlen uns geehrt, wenn wir geschützt werden.« Ich hatte das vorletzte Wort dermaßen stark betont, daß Kasnei grinsen mußte. Aber den anderen Begriff — kontrolliert — verschluckte er. Statt dessen fragte er das übliche.

»Wie war der Flug?«

»Sehr gut«, antwortete Suko, »und eigentlich nie langweilig.«

»Das freut mich für Sie.« jetzt kamen wir durch den Zoll. Dieser Kasnei schien ein hohes Tier zu sein, denn die Uniformierten buckelten, als würde der Regierungschef persönlich durch die Halle schreiten.

Hatte ich mich vorhin über den Lärm im Flughafengebäude beschwert, so hätte ich den lieber in Kauf genommen, als die Luft draußen. Die war kaum zu atmen.

Wie eine Decke hing die Schwüle über Kairo. Dabei war nicht einmal Hochsommer. In diesen Monaten hielten es nur Masochisten in der Stadt aus. »Müssen wir durch die Stadt fahren, wenn wir zum Pyramidenfriedhof von Gise wollen?«

»Nein, nein, es ist eine Umgehungsstraße gebaut worden.«

»Wie schön.«

»Wie lange wird die Fahrzeit betragen?« erkundigte sich Suko.

»Kann ich nicht sagen. Der Verkehr ist oft gewaltig. Es kann auch klappen. Kismet, verstehen Sie?«

»Ja«, sagte ich, »es ist alles Schicksal.«

Wir waren froh, als wir Kasneis Wagen erreichten. Es war ein Mercedes Diesel. Ziemlich betagt, aber er sprang an. Sauber war er nicht gerade von innen. Wahrscheinlich machte der gute Kasnei hin

und wieder Wüstentouren. Von wo sonst hätte der Sand auf den Sitzen stammen können?

Im Prinzip sah Ibrahim Kasnei ja gemütlich aus. Sein Fahrstil jedoch war alles andere als das. Er paßte sich den Gegebenheiten des Verkehrs eben an und füllte das Chaos damit noch mehr auf. Direkt hinter dem Flughafen gerieten wir in einen Stau. Unser Begleiter schaltete das Radio ein. Arabische Musik folterte unsere Ohren. Wir sagten nichts. Kasnei sah nur unseren Gesichtern an, wie sehr wir uns »freuten«. Da stellte er die Dudelei ab.

»Was suchen Sie eigentlich bei den Pyramiden?« fragte er, als es wieder weiterging.

»Keine Schätze.«

Er lachte meckernd. »Die hätten Sie auch nicht aus dem Land schmuggeln können. Wir geben auf unsere Schätze acht.«

»Wir wollen uns in der Pyramide des Cheops umschauen.«

»Suchen Sie da trotzdem was?«

»Nicht direkt.«

»Was dann?«

»Es geht uns um einen bestimmten Gegenstand, den wir dort zu finden hoffen. Um einen Kalender.«

»Aber nicht zum Abreißen.« Er lachte.

»Genau. Soweit waren Ihre Vorfahren noch nicht.«

»Daß Sie Rummel erwartet, wissen Sie — oder?«

»Davon hörten wir.«

»Gise ist ein einziger Basar geworden. Hotels, Andenkenbuden, Läden, Restaurants, der reine Wahnsinn. Ruhe werden Sie dort kaum finden, das kann ich Ihnen sagen.«

»Wir wollen auch nur den Kalender«, sagte Suko.

»Hm, schön.« Für eine Weile schwieg er. Dann sagte er plötzlich:

»Wissen Sie was, ich glaube Ihnen nicht. Nein, ich glaube Ihnen kein einziges Wort von dem.«

»Ihr Problem.«

»Ja, Mr. Suko, stimmt. Freuen Sie sich, daß Sie mich bei sich haben.«

»Das tun wir auch.«

Er lachte wieder und fuhr weiter. Diesmal schneller, weil es der Verkehr erlaubte. Ich betete innerlich, daß er uns mit Fragen in Ruhe lassen würde, tatsächlich fragte er nichts mehr. So rollten wir in Richtung Süden, unserem Ziel entgegen.

Wir sahen einen breiten Strom, den Nil. Hier begegneten sich Arm und Reich, Tradition und Fortschritt. Ich sah die Dörfer der Nilbauern, und auf dem Fluß die Luxusdampfer, die Touristen nilaufwärts schafften und in Höhe der alten Grabmäler anlegten.

»Gefällt Ihnen unser Land?« fragte der Fahrer.

»Sehr.«

»Sie lügen. Kairo scheint Ihnen nicht zu liegen, das habe ich Ihnen angemerkt.«

»Mögen Sie die Stadt?« fragte Suko.

»Ich lebe dort.«

»Wie schön für Sie.«

»Aber Gise kenne ich auch. Wenn Sie dort Probleme haben sollten, wenden Sie sich ruhig an mich.«

»Wir suchen ein Mädchen. Fin bestimmtes.«

»Ho«, sagte er und überholte einen überladenen Lastwagen. »Wie heißt die Kleine?«

»Fatima!«

Da mußte er laut lachen. »Wissen Sie eigentlich, wie viele Fatimas es in Gise gibt?«

»Nein.«

»Aber kreisen wir das Problem ein. Ist sie eine Dirne?«

»Nein, nein!«

»Dann sollten Sie in den Hotels nachfragen.«

»Könnten Sie das nicht übernehmen?« fragte ich.

»Mal sehen«, antwortete der Ägypter. Er sah nicht, daß Suko und ich uns zuzwinkerten. Wenn wir Kasnei tatsächlich auf diese Art beschäftigen konnten, war das prima.

Viel ist von der Fahrt durch das fruchtbare Niltal nicht zu berichten. Die Gegend bekam immer mehr Wüstencharakter.

In einer herrlichen Farbenpracht sank die Sonne dem Horizont entgegen. Am Himmel zeichnete sich ein Farbenspiel ab, das uns für viele unangenehme Dinge entschädigte.

»So etwas bekommen Sie in Europa nicht geboten«, sagte Kasnei, und wir stimmten ihm zu.

Dafür aber den Rummel, der uns in Gise erwartete. Die gewaltigen Pyramiden wuchsen aus dem Schatten der Dämmerung. Man konnte das Gebiet als eine künstliche Oase bezeichnen.

Dawaren regelrechte Straßen gebaut worden. Hotels, Bars, Andenkenbuden, Autos, Hupkonzerte, Musik, Reklame, dazwischen die Führer mit ihren Reitkamelen, aber das alles wurde überdeckt und beherrscht von den beiden gewaltigen Gräbern.

Zum einen sahen wir die Pyramide des Chephren mit dem gedeckten Weg, der zu einem Totentempel führte. Zum anderen, etwas im Hintergrund und dennoch sehr stolz, die Cheopspyramide, umringt von den kleinen Königinnenpyramiden und Mastabagräbern der hohen Würdenträger.

Wir hatten den Rummel verlassen, parkten abseits, waren ausgestiegen und schauten auf das gewaltige Bild. Neben dem Taltempel der Chephrenpyramide hockte die große Sphinx als steinerner Wächter, für alle Ewigkeiten wie es schien.

Ibrahim Kasnei rauchte eine stinkende Zigarette und ließ uns zunächst einmal staunen. Dann fragte er: »Wie war das mit dieser Fatima? Wo soll sie sein?«

»Ach, vergessen Sie es.«

»Wie Sie wünschen. Ich hätte Ihnen gern geholfen.«

»Das glauben wir Ihnen auch, Mr. Kasnei.« Ich deutete nach vorn.

»Uns interessiert die Cheopspyramide. Können wir hinfahren?«

»Sicher — und dann?«

»Sehen wir weiter.«

Wir fuhren zwar nicht gerade über staubige Wüstenpisten, aber die Straße entsprach doch nicht der ersten Klasse. Zudem war Wind aufgekommen. Er brachte den Sand aus der Wüste mit, der sich wie ein nie abreißender Vorhang über die Umgebung und die Straße legte. Wir rollten hinein.

Gegen Abend waren keine Kamelausritte und auch keine Besichtigungstouren mehr vorgesehen, so daß wir in eine relativ einsame Gegend gerieten, trotz der zahlreichen Hinweisschilder und der längst verlassenen Andenkenläden. Man bekam den Eindruck einer gewissen Einsamkeit, und mich störte jetzt sogar das Geräusch des Dieselmotors.

»Soll ich bis an die Pyramide heranfahren?«

»Wenn es geht.«

»Für Sie mache ich alles.« Er mußte selbst lachen. Suko war ziemlich schweigsam geworden. Erschaute nur aus dem Fenster in die bläulich wirkende Dämmerung, als suche er nach etwas Bestimmtem. Ich konnte mir vorstellen, was er im Blick hatte.

»Kein Auge?«

»Nein, noch nicht.«

»Ich hoffe nicht, daß man uns gelempt hat.«

Dann waren wir am Ziel. Zwischen den Resten der Königinnengräber hatte der Ägypter seinen Diesel abgestellt. Wir stiegen aus, schmeckten den Staub, aber auch die Geschichte, die über diesem Gebiet lag. Der Anblick war einfach grandios.

»In die Pyramide hinein werden Sie jetzt nicht mehr kommen«, erklärte Kasnei. »Da hätten wir früher eintreffen müssen.«

»Das wollen wir auch nicht.«

»Sondern?«

»Wir schauen uns etwas um.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das alles nicht. Da kommen Sie her, um sich hier...«

»So ist es.«

»Was steckt dahinter? Ich muß es wissen!«

»Das kann ich Ihnen noch nicht sagen«, erwiderte ich. »Es muß sich alles ergeben.«

»Ein Verbrechen?«

»Glauben Sie an Magie?« Er grinste. »Die Rache der Pharaonen, wie?«

»So ungefähr.«

»Das ist Quatsch.«

»Aber bitte — lassen Sie uns den kleinen Inspektionsgang machen. Es wird nichts Böses geschehen.«

»Bitte.«

Jetzt war guter Rat teuer. Wir hatten nur als Hinweis die Cheopspyramide, die angeblich von den Atlantern stammen sollte, wie die Esoteriker behaupteten.

Das konnte ich mir in der Praxis nicht vorstellen. Ich wandte mich wieder an den Ägypter. »Gibt es noch einen Fleck oder eine Stelle in der Pyramide, die nicht ausgekundschaftet worden ist?«

»Nein, nichts.«

»Also keine geheimen Gänge oder Kammern?« hakte Sukonach.

»Nicht daß ich wüßte.« Er hatte unseren Blick bemerkt, den wir uns zugeworfen hatten. »Was wollen Sie eigentlich?«

»Schon gut«, sagte ich und ging weiter. Ich dachte an Fatima und sah vor mir die kleinen Pyramiden, in denen die Königinnen zur letzten Ruhe gebettet worden waren.

Fatima war zwar keine Königin gewesen, aber sie hatte zu den

Lieblingstöchter des Pharaos gehört. Hatte der Potentat ihr vielleicht auch eine Pyramide errichtet?

Von der Hand zu weisen war dies nicht.

Ich beschloß, mich näher mit diesem Gedanken zu beschäftigen. Nur unsere Schritte waren zu hören. Die Dunkelheit kam mir in ihrer tiefen Bläue direkt unheimlich vor. Sie schob sich über die langen Schatten der Bauwerke und ließ manche Umrisse zerfließen. Viele Gräber waren zerstört. Von den Königinnengräbern sahen wir nur mehr Fragmente, Trümmerhaufen, ohne Eingänge, denn dafür interessierte sich kaum jemand.

Wir waren in eine bestimmte Richtung gegangen. Die flachen Mastabagräber interessierten uns nicht, sie lagen zudem an der Ost- und Westseite der großen Pyramide; wichtig waren die anderen Gräber. Wir irrten uns nicht.

Beide sahen wir das Flirren. Es zeigte eine grünblaue Farbe und huschte über einen Steinhaufen hinweg. »Da ist es!« zischte Suko.

»Was ist wo?« fragte Kasnei.

Er bekam von uns keine Antwort, aber plötzlich bewegte sich die Umgebung. Was wir bisher wegen der Dunkelheit nicht hatten erkennen können, geschah nun.

Die Umgebung bewegte sich. Auf einmal stiegen und kamen sie aus ihren Deckungen hervor.

Zahlreiche Gestalten, umhüllt von roten Mänteln: zu viele Gegner für uns.

Ibrahim Kasnei begann zu fluchen und wollte eine Waffe ziehen.

»Lassen Sie das lieber!« warnte ich ihn.

Er hörte nicht.

Ein gezielt geworfener Stein erwischte ihn am Kopf und streckte ihn zu Boden.

Die Männerstimme, die ich schon aus der Pyramide her kannte, sprach mich an. »Jetzt sind wir unter uns. Gratuliere, daß ihr den

Weg gefunden habt.«

»Es war leicht.«

»Sogar im Flugzeug hatten wir es versucht. Nun, es klappte nicht. Aber jetzt ist alles anders. Wir haben die Prinzessin, und sie hat sich erinnert.«

»An was?« fragte ich.

»Sie fand den Weg zu den Rätseln der Welt...«

Die Worte waren leise gesprochen worden, doch sie hatten bei mir und Suko einen Schauer hinterlassen.

Wir kamen uns beide vor, wie von der Vergangenheit eingeholt. Die Psychonauten - oder wer immer sie auch sein mochten - sprachen nicht mehr. Sie warteten ab, denn sie waren am Ziel angelangt. Nicht direkt in der Pyramide, sondern etwas außerhalb. Daß der Sprecher nicht geblufft hatte, erkannten wir wenig später, denn Fatima erschien. Das Mädchen löste sich aus einer sehr dunklen Stelle am Grab. Sie ging und berührte mit beiden Füßen den Boden. Dennoch kam es mir vor, als würde sie schweben.

»Die hat sich irgendwie verändert«, flüsterte Suko und hatte mir damit aus dem Herzen gesprochen.

In der Tat glich Fatima jetzt einer überirdischen Erscheinung. Wir sahen sie zwar als eine Person, dennoch bekamen wir den Eindruck, als würde sie aus zwei Körpern bestehen, die sich ineinandergeschoben hatten. Man hatte sie wieder umgezogen. Das helle Gewand mußte wohl sein. Bei jedem Schritt Schwanges glockenartig um ihren Körper und streichelte die Haut.

Sie blieb vor uns stehen und richtete ihren Blick gegen unsere Gesichter. Ich sprach sie an. Mit leiser Stimme fragte ich: »Wie geht es dir, Fatima?«

Ihre Stirn bewegte sich, als sie die Augenbrauen hob. Ein Zeichen des Unmutes. »Wie kannst du so mit mir reden?« fragte sie. »Ich bin

eine Prinzessin und möchte mit mehr Respekt behandelt werden.«

Okay, ich schluckte den Vorwurf und grinste etwas schief. »Ja, Prinzessin, ich weiß. Dennoch will ich wissen, ob es dir gut geht? Schließlich haben wir einiges erlebt.«

»Ich habe meine wahre Erfüllung gefunden«, erklärte sie uns. »Ich bin jetzt hier in meiner Heimat. Die Erinnerung ist zurückgekehrt, ich weiß Bescheid.«

»Über die Rätsel und Geheimnisse der Welt?«

»Ja.«

»Auch die anderen?«

»Ich bin den Weg allein gegangen. Ich kenne das Versteck, ich habe mich wieder erinnert, und ich werde meine Freunde hinführen. Die Psychonauten sollen ebenfalls von der Erkenntnis profitieren. Für uns wird ein neues Zeitalter anbrechen.«

»Glaubst du wirklich, daß es die echten Psychonauten sind?« fragte ich hart. »Ich habe sie im Kloster kennengelernt. Sie haben mit diesen hier nichts gemein. Es sind andere...«

»Es sind Bekannte, John. Ich kenne sie, denn als Prinzessin Nechbeth habe ich sie schon erlebt. Wir teilen das gleiche Schicksal. Auch sie sind wiedergeboren worden. Sie gehörten damals, als die Pyramide errichtet wurde, zu den Privilegierten, aber nicht zu den Eingeweihten. Vom Wissen der Welt hatten sie nur erfahren, doch sie konnten nicht ahnen, wo es sich verbarg. Nun werde ich es ihnen zeigen.«

»Weshalb nennen sie sich Psychonauten? Sind es überhaupt die echten? Ich finde nicht, denn die eigentlichen Psychonauten suchen nach dem dritten Auge des Menschen.«

»Diese hier auch. Ist das dritte Auge nicht die Reinkarnation, die Wiedergeburt, das sich Erinnern an anderen beben und andere Zeiten? Wenn wir das Wissen der Welt gefunden haben, werden wir es für uns einsetzen können.«

»Ja, das ist möglich.« Ich schaute Suko an, der ebenfalls noch Fragen hatte.

»Es gibt da die hundeköpfigen Ghouls. Du weißt genau, wen ich meine?«

»Natürlich.«

»Sie sind grausam und tödlich. Ist es das, was du liebst, Prinzessin?«

»Nein, aber sie gehören dazu.«

»Auch in das Allsehende Auge?« höhnte ich. »Ich glaube nicht, denn das Allsehende Auge, das die Psychonauten mit dem dritten Auge des Menschen gleichsetzen, bedeutet einen Blick der Weisheit zu haben, um hinter die Dinge schauen zu können. Das ist reine Metaphysik. Ihr aber habt es pervertiert, habt die Weisheit gegen Gewalt eingetauscht. So etwas kann nie gutgehen. Du hast noch eine Chance, Prinzessin. Kehre um! Werde wieder zu der Person, die du einmal gewesen bist. Stelle dich nicht mit Mördern auf eine Stufe. Ich habe sie erlebt, wie die hundeköpfigen...«

»Rede nicht mehr weiter, John Sinclair. Sei froh, daß wir dir die Chance bieten, einen Blick in das Verlies des Wissens werfen zu können.«

»Und was ist dann?«

»Danach müssen wir dafür sorgen, daß du dein Wissen nicht mehr weitergeben kannst. Das gleiche gilt auch für deinen Freund. Ich überlasse euch die Entscheidung. Wollt ihr jetzt sterben oder erst später in dem alten Grab?«

Das waren verlockende Angebote. Ich schielte zur Seite und erkannte, daß die angeblichen Psychonauten bereits ihre Waffen in den Händen hielten. Sie hatten sie unter den Kutten hervorgeholt. Dolche, die sich verdreifachten...

Diese Waffen ließen einem Menschen keine Chance, das wußte ich. Im Moment hatten wir die schlechteren Karten. Ich konnte nur hoffen,

daß sich Fatima wieder besann. Im Augenblick steckte sie noch zu sehr unter dem Einfluß der Prinzessin Nechbeth.

»Wir gehen natürlich hinein!« hauchte Suko mir zu.

»Klar.«

»Habt ihr euch abgesprochen?« fragte Fatima.

»Es ist klar, wir möchten den Raum sehen, der das Wissen der Welt beinhaltet.«

»Das habe ich mir gedacht. Schon zu meiner Zeit waren die Menschen neugierig. Es hat sich nichts geändert.« Die nächsten Worte der Prinzessin galten den angeblichen Psychonauten. Wir verstanden sie nicht, aber die Männer kamen dem Befehl nach.

Sie umringten uns und ließen Fatima vorgehen. Erst als sie sich einige Schritte entfernt hatte, durften auch wir uns in Bewegung setzen. In der Prozession wirkten wir wie Fremdkörper.

Trotz der Bedrohung waren wir gespannt, was uns erwartete. Manchmal ist die Neugierde starker als das Wissen um die große Gefahr. So erging es uns in diesen Augenblicken.

Die Rätsel der Welt!

Ich dachte über diesen Begriff nach. Stimmt es tatsächlich, was die Esoteriker behaupteten? Waren sie hier verborgen? Wenn ja, was beinhalteten sie? Nur Voraussagungen, die vielleicht zu vage waren, um endgültig einzutreffen? Oder waren die unterirdischen Verliese vergleichbar mit der berühmten Bibliothek von Alexandria, die leider abgebrannt war, so daß viel aus alter Zeit verlorengegangen war. Wissenschaftler von heute hätten sich gern mit dem beschäftigt, was die berühmteste Bibliothek des Altertums enthalten hatte. Aber das war vorbei. So mußten sich die Forscher von heute einiges zusammenreimen.

Es war nicht einfach, durch die Dunkelheit zu schreiten. Auf dem Boden lagen oft genug kopigroße Steine, gegen die wir stießen. Manchmal klebten sie regelrecht fest und wurden zu kleinen

Stolperfallen. So klar die Luft mir auch vorkam, sie schmeckte trotzdem nach Staub und Sand, dessen kaum sichtbare Partikel der Wind irgendwo aufgewühlt und vor sich hergetrieben hatte.

Wir hatten gedacht, am Eingang des Grabes zu stehen. Ein Irrtum, denn der schmale, kaum erkennbare Weg führte uns tiefer in die hohen Steinreste hinein und damit in die verschlungene Welt der alten Grabstätten. Es waren Schluchten und Tunnels, die uns schluckten. Zu beiden Seiten wuchsen die Wände in die Höhe. Schwarz und drohend, sich kaum von der Nacht abzeichnend.

Nur die Schritte hörten wir. Das Schleifen der Sohlen oder das Knirschen, wenn kleine Steine unter dem Druck der Schuhsohlen zerbröselten. Ich hoffte nicht, daß uns der Weg nur durch die Finsternis führte. Irgendwann wollte ich etwas sehen.

Zugleich spürten Suko und ich den Druck der Hände auf unseren Schultern. Wir kannten das Zeichen und blieben stehen. Hatten wir das Ziel schon erreicht? Zu sehen jedenfalls war nichts. Nach wie vor umhüllte uns die Finsternis wie ein Sack.

Vier Psychonauten, die Fatima begleitet hatten, lösten sich von ihr und tauchten in das Dunkel. Was sie dort taten, sahen wir sehr schnell. Viermal zuckten Flammen in die Höhe wie lange Zungen. Das Feuer brannte in einem ziemlich dunklen Rot, mit einem helleren Kern in der Mitte. So sahen Fackeln aus.

Es wurde alles sehr stilecht gemacht. Die vier Fackelträger kehrten zu uns zurück. Sie behielten die Leuchtkörper in den Händen. Das Licht tanzte und glitt über die Steinwände. Wir sahen auch, daß Wolken von Staub in die Flammen hineindrangen und hochgewirbelt wurden. Zwei Fackelträger machten den Anfang. Schon bald gerieten wir in eine Enge. Es konnten kaum zwei Menschen nebeneinander hergehen. Wenn ja, dann berührten sie sich an den Schultern, so wie Suko und ich. Noch sahen wir, wenn wir nach oben schauten, den Himmel über uns. Einen wunderschönen, herrlichen Himmel.

Dunkelblau, samtig, übersät mit funkelnden Sternen. Diesen Himmel konnte nur die Wüste bieten. Für Sekunden nur blieb er in unserem Sichtbereich, dann war er verschwunden. Nicht von ungefähr.

Zuerst drängten wir uns in eine Felsspalte hinein. Dabei mußten wir hintereinander gehen. Die Spalte war sehr eng, endete vor einem großen, viereckigen Rechteck, in das der Schein der Fackeln huschte und wir den Eingang zu einem Grab erkannten.

Ich ging vor Suko hinein, mußte den Kopf einziehen und fand mich in einem alten Tunnel oder Stollen wieder.

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, das Ziel erreicht zu haben, doch die beiden Fackelträger schritten vor mir tiefer in diesen Stollen. Auch hinter mir blieben die Schritte, so daß ich mich darüber nur wundern konnte. Ich schaltete alle Spekulationen aus und dachte darüber nach, wo wir uns eventuell befinden konnten.

Wenn mich nicht alles täuschte, befanden wir uns auf dem direkten Weg zur Cheopspyramide. Wenn das tatsächlich stimmte, mußte es zwischen dem Königinnengrab und der Pyramide eine Verbindung geben, von der die Grabentdecker möglicherweise nichts geahnt hatten. War das vielleicht die Lösung, auf die auch die Esoteriker schielten?

Der Weg durch den Tunnel wurde lang, und er blieb auch nicht eben. Unmerklich senkte er sich, als würde der Stollen tief in einen Berg hineinführen. Das vielleicht nicht, aber ich wollte nicht ausschließen, daß er in der Tiefe der Cheopspyramide endete. Möglicherweise noch unter den Grabkammern, wo bisher niemand nachgeschaut hatte. Die Zeit zog sich dahin und floß trotzdem schnell vorbei. Genügend Sauerstoff war vorhanden. Wir konnten atmen, und auch das Feuer bekam genug »Luft«.

Der gespenstische Zug gelangte immer tiefer in die Erde des alten Ägypten.

Man hatte den Tunnel nicht nur aus großen Steinen gebaut. Sie

wechselten sich mit regelrechten Lehmwänden ab, die wiederum so hart wie Stein geworden waren.

Das Licht tanzte darüber hinweg. Es schlug helle, sich bewegende Flecken und auch düstere Schatten. Beide wechselten sich ständig ab, flossen auch über die Menschen und machten die Körper unter den langen Kutten zu verzerrten Gestalten.

Suko und ich durchquerten nicht zum erstenmal diese Stollen oder Gänge. Mich überkam hierbei kein unheimliches Gefühl, wie ich es oft bei alten Geheimgängen in Burgen und Schlössern verspürt hatte. Ich war mehr neugierig geworden und natürlich auch gespannt auf das endgültige Ziel.

Wieviel Zeit vergangen war, konnte ich nur schätzen. Ich dachte auch an Ibrahim Kasnei. Der würde sich wundern, wenn er erwachte und allein war.

Auch der in eine helle Kutte eingehüllte Körper des Mädchens Fatima wurde vom Lichtschein gestreift. Er zeichnete auf die Kutte ein Verwirrspiel aus Licht und Schatten. Gerade die Schatten schienen, wenn sie sich bewegten, in die Falten des Stoffes zu schlüpfen, um einen Moment später wieder hinauszugleiten.

Alter Staub wurde von unseren Füßen in die Höhe gewirbelt. Er umwehte uns wolkenartig und legte sich auf die Kleidung. Plötzlich hatten wir es geschafft. Während sich meine Gedanken noch mit der nahen Vergangenheit beschäftigten, blieben Fatima und die ersten Fackelträger stehen.

Auch Suko und ich stoppten unsere Schritte. Ich rechnete wieder damit, daß man mir das Kreuz abnehmen würde, aber man ließ uns sämtliche Waffen. Die Psychonauten mußten sich ungemein sicher fühlen. Auch die beiden anderen Fackelträger schoben sich an uns vorbei und stellten sich neben die ersten. Das Licht war auch nötig, um erkennen zu lassen, daß wir vor einer dicken, aus Quadern bestehenden Wand standen, die allerdings keinen sichtbaren

Durchgang aufwies. Kein Tor-oder Türumriß malte sich dort ab. Das wiederum wunderte mich nicht. Ich wußte aus Erfahrung, daß in den alten Gräbern die Geheimtüren sehr gut verborgen waren und man sie oft nur durch einen Zufall entdeckt hatte.

Wer würde die Wand oder das Tor öffnen?

Fatima trat vor. Nur sie, die Wiedergeborene, war in der Lage, den Zugang zu finden.

Sie besaß das Wissen der alten Zeit und würde es heute für sich einsetzen.

Beide Hände legte sie gegen die Wand.

Es wurde still. Hatten die Psychonauten vorhin noch gesprochen, so versiegte jedes Flüstern. Mir kam es sogar vor, als würden sie den Atem anhalten.

Und Fatima begann mit dem Ritual, das sie in die Lage versetzte, das Tor zu öffnen...

Spannung bis zum Siedepunkt!

So konnte man die Atmosphäre bezeichnen, die sich gebildet und uns auch erfaßt hatte, so daß wir unser eigenes Schicksal einfach vergaßen. Es war durchaus möglich, daß wir vor einem weiteren Weltwunder standen, denn nach dem Wissen der Alten Zeit suchten heutzutage zahlreiche Menschen, sie benutzten dabei verschiedene Wege. Sei es durch Seelenwanderung, Hypnose oder Telepathie.

Fatima war noch einen Schritt vorgegangen, so daß sie dicht an der Mauer stand.

Die Hände mit den gespreizten Fingern und Daumen glitten über das rauhe Gestein. Sie berührten es nur leicht. Das Mädchen besaß sehr sensible Finger.

Tastete sie vielleicht die Umrisse des Eingangs ab?

So genau war es nicht zu erkennen, denn auch das Fackellicht streifte nur das Mauerwerk, nicht aber irgendeinen Türausschnitt.

Die Zeit dehnte sich.

Fatima atmete heftig. Manchmal schien ein helles Licht über ihr Gesicht zu gleiten. Sie hielt den Mund offen. Mir kam es vor, als besäße sie vier Lippen.

Dann die Worte.

Zuerst hörten sie sich an wie ein Stöhnen, wenig später verwandelten sie sich in zischende Laute, wobei sich Worte hervorkristallisierten, die ich nicht verstehen konnte. Sie mußten in der altägyptischen Sprache gesprochen worden sein.

Die Psychonauten wurden unruhig, als sie die Worte und Sätze vernahmen. Ich drehte den Kopf und versuchte, in ihre Gesichter zu schauen. Vielleicht zeichnete sich dort etwas von ihren Gefühlen ab. Es war für mich sehr schwer, dies zu erkennen. Nur bei den Fackelträgern gelang es mir, weil über ihre Gesichter der Widerschein des Feuers strich. Auch ihre Züge zeigten eine gewisse Spannung, in die sich allerdings noch ein anderer Ausdruck mischte. Qual...

Es war schwer zu sagen, wohin dieser Ausdruck mehr tendierte. Zur Furcht oder zur seelischen Pein, aber es schien nicht alles so zu laufen, wie sie es sich vorgestellt hatten.

Das merkte auch Fatima. Sie stoppte ihre Bemühungen und drehte sich um. Dabei stellte sie eine Frage, die wir nur interpretieren konnten. Vielleicht hatte sie sich erkundigt, ob sie weitermachen sollte oder nicht. Den gemurmelten Antworten entnahmen wir, daß weitergemacht werden sollte.

Fatima richtete sich danach.

Auch Suko war die Veränderung aufgefallen. Er stieß mich leicht an und nickte mir zu.

Ich lächelte knapp zurück. Plötzlich fühlte ich mich nicht mehr in Lebensgefahr. Wenn das so weiterging, hatten die Psychonauten unter Umständen ein Selbsttor geschossen.

Mal sehen...

Fatima ließ sich nicht beirren. Zu Beginn ihrer Arbeit hatte sie nur die Hände über das Gestein gleiten lassen und ihren Körper nicht bewegt. Das änderte sich nun. Jede Bewegung übertrug sich auch auf ihren Körper, der dadurch etwas Geschmeidiges, Tänzerisches bekommen hatte und in seinen Bewegungen dem Vergleich mit einer altägyptischen Tempeltänzerin durchaus standhielt.

Es war auch möglich, daß dies so sein mußte. Die Völker früher hatten ungemein viel Wert auf den tänzerischen Ausdruck gelegt. So hatten sie manche Szenen darstellen können und irgendwelche Botschaften der Götter verständlich gemacht.

Auch Fatima holte eine Botschaft hervor. Es war eine optische, denn innerhalb des sehr kompakten Gesteins zeichnete sich plötzlich etwas ab. Umrisse waren es.

Vom Boden angefangen, bildeten sie ein fast menschenhohes Rechteck, das erst dicht unter der Decke endete.

Der Eingang!

Noch war die Wand dicht, aber die Umrisse nahmen an Stärke und Dichte zu.

Türkisfarben leuchtend, zeichnete sich der Eingang in der Wand ab. Wie ausgeschnitten sah er aus. Man hätte eigentlich nur die Hand dagegen drücken müssen, um das Gestein nach innen zu drängen. Je deutlicher wir die Tür sahen, um so mehr veränderten sich auch die Psychonauten. Sie waren einfach nicht mehr in der Lage, nur noch ruhig zuzusehen.

Sie bewegten sich. Manche Körper krümmten sich.

Ich sah auf ihren Gesichtern den dicken Schweiß, der in langen Bahnen nach unten rann.

Ein widerlicher Gestank breitete sich aus.

Leichengeruch!

»Verdammt, John«, sagte Suko und traf mit seiner nächsten

Bemerkung den Nagel auf den Kopf. »Die verwandeln sich in Ghouls...«

Über meinen Rücken rann ein eisiger Schauer. Wenn Suko und ich recht hatten, waren wir bald von diesen hundeköpfigen Wesen umgeben. Das alles schien Fatima nicht zu stören, denn sie arbeitete weiterhin daran, die Wand zu öffnen, um endlich das Verlies betreten zu können. Der Gestank nahm zu, er raubte uns den Atem. Am besten konnten wir die Verwandlung bei den Fackelträgern erkennen. Im Widerschein von Licht und Schatten quollen die Gesichter auf. Lippen zogen sich in die Breite, das Kinn wurde klotziger, ein Reißgebiß entstand, und die Haare auf dem Kopf verwandelten sich in dünnes Fell.

Schleim rann aus tiefen Poren über die Gesichter.

Wir hörten das Schmatzen und Ächzen, das widerliche Schlürfen und sahen auch, wie sie die Köpfe schüttelten, so daß einige Schleimtropfen uns wie Regen entgegenwischten.

Zwei Hände krallten sich in meine Schultern fest. Ich drehte mich auf der Stelle und schaute geradewegs in ein weit geöffnetes Maul hinein, wo die Reißzähne blitzten.

Mit dem Ellbogen ramnte ich dagegen. Auch Suko kämpfte sich frei, um die Dämonenpeitsche ziehen zu können.

Ich hatte den Dolch hervorgeholt. Auch er bestand aus weichem Silber. Trotz der Enge schlich von der Seite her ein hundeköpfiger Ghoul auf mich zu. Es war unser Glück, daß sich noch nicht alle verwandelt hatten, sonst wären wir sicherlich verloren gewesen.

Dann sprach Fatima. »Es ist der Preis der Wiedergeburt!« rief sie laut, so daß auch wir es verstehen konnten. »Sie mußten ihn zahlen, sie wurden zu Leichenfressern, aber sie haben es getan, weil sie gierig sind nach dem Wissen. Sie gaben alles dafür her...«

Der Ghoul war da, ich stach zu!

Ghouls töten erst, dann machen sie sich über ihre Opfer her. Ich aber war schneller. Vielmehr mein Dolch. Er erwischte ihn in der Körpermitte und drang tief ein.

Der Leichenfresser mit dem Hundekopf sackte zusammen. Aus seinem Maul quoll grügelber Schleim wie ein dicker Wasserfall. Ich wußte, daß sich Ghouls zu einer Lache auflösten, die schließlich einfach austrocknete. Dann hörte ich das Klatschen. Auch Suko hatte einen mit der Peitsche erwischt.

Mußten wir hier gegen alle kämpfen?

Der Leichengestank machte uns zu schaffen. Wir bekamen kaum noch Luft, alles das war vergessen, als es Fatima endlich gelang, das verborgen gewesene Tor zu öffnen.

Es sah so leicht und einlach aus, wie die schwere Tür nach innen schwang. Fatima aber stand vor dem Eingang, die Arme erhoben, schaute hinein und rief:

»Die Rätsel der Welt!«

Es waren Worte, die auch Suko und mir eine Gänsehaut über den Rücken trieben.

Wir dachten nicht mehr an die Ghouls, denn wir wollten sehen, was sich hinter der offenen Tür verbarg.

Licht sahen wir.

Strahlend. Weiß, blau und golden. Und dazwischen das gewaltige Dreieck, die Einheit, das Allsehende Auge, dessen Licht bis tief in die Grabstätte hineinstrahlte und auch über eine gewaltige Wand glitt, die auf mich wirkte wie ein Bildschirm.

Der Vergleich mit einem Bildschirm war nicht von der Hand zu weisen, denn auch ein Monitor gab die Ergebnisse eines Computers optisch wieder. Sollte sich tatsächlich hinter dem Allsehenden Auge ein Computer verbergen?

Mir schossen innerhalb von Sekunden unzählbare Gedanken und

Vermutungen durch den Kopf. Ich dachte an die Berichte der Menschen, die davon ausgingen, daß unsere Erde in grauer Vorzeit Besuch von den Sternen erhalten hatte. Diese unbekannten Völker hatten den ältesten uns bekannten ein bestimmtes Wissen hinterlassen. Es gab Wissenschaftler, die behaupteten, daß jenes Wissen den Stand des heutigen weit übertroffen halte, und nur so konnte ich mir die bildschirmartige, große Computerleinwand erklären, die hinter dem Ansehenden Auge stand.

»Das Wissen der Welt!« rief Fatima mit einer gewaltigen Stimme.
»Das Wissen der Welt — dort ist es!«

Kaum waren ihre Worte verklungen, als uns ein unheimliches Heulen umhüllte.

Die hundeköpfigen Ghouls hatten es ausgestoßen, denn sie gerieten unter einem fürchterlichen Zwang.

Aus der Tür brauste ein Orkan aus Licht. Er umspielte Fatima, riß ihre Haare hoch, ließ die Kleidung flattern und jagte auf die Ghouls zu, ohne uns dabei zu meinen.

Die Wiedergeborenen und jetzt Veränderten, die sich Psychonauten nannten, konnten diesem Orkan nichts mehr entgegensetzen. Zwar versuchten sie, sich dagegen anzustemmen, es gelang ihnen nicht. Der magische Orkan, die Abrechnung der alten Geister war starker. Jeder Ghoul wurde hoch und hinein in die offene Tür gerissen, wobei er auf das strahlende Dreieck mit dem Allsehenden Auge zujagte und sich auflöste.

Die Körper zitterten noch, sie bäumten sich auf. Rücken bogen sich durch, bevor sie zerplatzten und staub-oder fahnengleich in der Unendlichkeit verschwanden.

Für immer diesmal...

Fatima, Suko und ich waren nur Zuschauer. Ich blieb nicht mehr stehen. Die letzten Körper der hundeköpfigen Ghouls huschten an mir vorbei, als ich auf Fatima zulief und meine Hände auf ihre Schultern

legte. Sie drehte den Kopf, weil sie die Berührung gespürt hatte. Dabei trafen sich unsere Blicke. Das Mädchen sah so aus, wie ich es kennengelernt hatte. Sie war Fatima und nicht mehr die Prinzessin.

»Da ist es«, sagte sie leise. »Das Wissen der Alten Welt, der Alten Zeit. Willst du hinein?«

Mit dieser Frage hatte ich nicht gerechnet. Die Vorgänge hatten mich einfach zu stark abgelenkt.

Es reizte mich, vieles zu erfahren, vielleicht sogar alles. Aber war es wirklich gut, so viel zu wissen. Jedes Wissen hat seinen Preis. Bestimmt hätte auch ich einen Preis zahlen müssen. Ich wußte, wo etwas verborgen war, und ich dachte wieder an den Rat der echten Psychonauten, die mir erklärt hatten, daß die Welt für das große Wissen nicht reif war. Ihr drittes Auge war verkümmert. Meines vielleicht auch. Möglicherweise kam einmal die Zeit, wo ich es riskieren konnte, ohne Gefahr zu laufen, selbst wahnsinnig zu werden oder zu vergehen. Ich schaute hinein in die Helligkeit, ohne geblendet zu werden. Ich sah das Allsehende Auge, dahinter die Wand, über die Schriften und Zahlenkombinationen flössen, die vielleicht sogar der erste Computer auf dieser uns bekannten Welt war.

»Entscheide dich, John. Ich kann dieses Tor nicht mehr lange offenhalten. Der Geist der Prinzessin hat mich verlassen. Bitte...«

»Ich habe mich entschieden, Fatima. Schließe das Tor wieder! Ich werde nicht hineingehen!«

Nach dieser Entscheidung ging ich zurück, und Fatima ließ die Arme sinken. Aus der Helligkeit drückte sich wieder etwas hervor und glitt auf die Wand zu. Es war das Tor, das diesen Teil des Stollens fugendicht verschloß. Der Welt wurde somit ein Geheimnis vorenthalten. Ich schaute zu, wie der Blickwinkel sich verkleinerte, schließlich nur mehr ein Spalt war, dann sah ich nur noch die Mauer, die vom Ficht der am Boden liegenden Fackeln angeleuchtet wurde.

Nichts wies mehr darauf hin, was sich noch vor kurzem hinter den Steinen gezeigt hatte.

Ich drehte mich langsam um und sah Sukos Blick auf mich gerichtet. Mein Freund nickte mir zu. »Du hast Großes geleistet, indem du zurückgetreten bist. Ich an deiner Stelle hätte nicht anders gehandelt, glaub mir! Manchmal ist es besser, wenn man nicht nach vorn geht.«

»Das glaube ich auch!« flüsterte ich, noch immer unter dem Eindruck des Erlebten stehend. Ich hatte mit meiner Person genügend Probleme, denn auch ich war wiedergeboren worden.

Allein diese Tatsache griff immer wieder in mein Leben ein. Fatima lehnte sich an mich. »Was habe ich für eine Angst ausgestanden«, flüsterte sie. »Aber wir haben es geschafft, das ist gut.«

»Und ob, meine Liebe.« Ich nickte Suko zu. »Wir löschen die Fackeln und verlassen die Gegend hier.«

»Aber wir müssen sehen!« rief das Mädchen.

»Klar, Fatima. Aber wozu gibt es Taschenlampen?«

Da lachte sie, und es hörte sich befreiend an.

Ich aber warf noch einmal einen Blick auf die Mauer. Die Esoteriker hatten wohl recht, aber sie wußten nicht, wo sich dieser geheimnisvolle Raum verbarg.

Ich jedenfalls würde mein Wissen für mich behalten. Suko und Fatima ebenfalls...

Es war sehr still draußen. Deshalb hörten wir auch das Stöhnen des Menschen so deutlich.

Wir liefen dem Geräusch nach und sahen einen dicken Mann, der auf dem Boden hockte und ein Taschentuch gegen seine blutende Stirn preßte. Es war Ibrahim Kasnei, unser Aufpasser.

»Was ist los?« fragte ich besorgt. »Geht es Ihnen schlecht?« Ich kniete mich neben ihn.

Er ließ das Tuch sinken. »Sie sind gut. Bei Allah, was ist geschehen?«

»Das wissen wir auch nicht. Sie sanken plötzlich zusammen. Da muß sich ein Stein gelöst haben.«

»Nein, der ist geworfen worden.«

»Von wem denn, bitte sehr?«

»Es waren Leute hier. Ich habe sie gesehen und...«

»Tut mir leid, Mr. Kasnei«, unterbrach ich ihn, »aber wir haben nichts gesehen.«

»Lügen Sie doch nicht! Sie...« Er verstummte, denn er hatte Fatima entdeckt. »Wer bist du denn?«

Ich antwortete. »Wegen ihr sind wir in das Land gekommen! Fatima Meshir. Ihr Vater ist Diplomat an Ihrer Botschaft in London. Fatima war verschwunden. Er bat uns, sie zurückzuholen. Wir wollten kein Aufsehen. Wie leicht hätten Terroristen aufmerksam werden können, aber das brauchen wir Ihnen ja nicht zu erzählen. Wichtig ist, daß wir Fatima gefunden haben.«

»Und jetzt?«

»Gehen wir zu Ihrem Wagen und fahren wieder zurück zum Airport. Vielleicht können wir morgen früh schon wieder nach London zurückfliegen. Wenn Sie nicht fahren können, übernehmen wir das Steuer.«

Er winkte matt ab. »Machen Sie doch, was Sie wollen!«

Ich zwinkerte Suko zu. Das war geschafft. Kasnei hatte Schwierigkeiten, sich auf den Beinen zu halten, deshalb stützten wir ihn, als wir zum Wagen zurückgingen.

Zusammen mit Suko hockte er sich in den Fond. Fatima saß neben mir. Ich wollte nicht, daß sie mit dem Geheimdienstmann hinten saß. Er hätte ihr bestimmt zu viele Fragen gestellt.

Die Fahrt durch die Nacht war wunderbar, und wir genossen sie auch. Dann hatten wir noch das Glück, eine Tankstelle zu finden.

Später fuhr Suko, da wollte ich mich ausruhen, aber ich konnte nicht schlafen. Mir spukte zuviel durch den Kopf.

Irgendwann sprach mich auch Ibrahim Kasnei an. »Wissen Sie, Sinclair, was ich glaube?«

»Nein. Wie sollte ich?«

Er verzog das Gesicht zu einem Grinsen. Die Wunde an der Stirn war schon verkrustet. »Also, ich glaube, daß Sie und Ihr Kollege mich ganz schön reingelegt haben.«

Aus unschuldig wirkenden Augen schaute ich ihn an. »Aber wie kommen Sie denn darauf, mein Lieber?«

»Wie ich darauf komme?« Er lachte kratzig. »Gefühl, wissen Sie! Das feeling.«

»Hat man das beim Geheimdienst?« fragte ich zurück.

Er winkte wieder ab. Eine seiner Lieblingsgesten. »Ach, lassen wir das. Ist ja auch egal - oder?« Weder Suko noch ich widersprachen...

ENDE

[\[1\]](#) Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 052 »Tödlicher Vatertag«

[\[2\]](#) Siehe John Sinclair Nr. 453 »Im Bann des Pegasus«